15 BG

Europäische Bibliothek

der

neuen belletristischen Literatur

Deutschlands, Frankreichs, Englands, Italiens,
Hollands und Skandinaviens.

Der ganzen Sammlung 1199. Band.

XII. Serie. 99.

Das Pfarrhaus Framley. Von Anthony Trollope.

Fünfter Band.

Wurzen,
Verlags-Comptoir.
1864.

Das
Pfarrhaus Framley.

Ein Roman

von

Anthony Trollope,

Verfasser von: „Doctor Thorne," „Schloß Richmond" ꝛc.

Deutsch

von

A. Kretzschmar.

Lindauersche Bibliothek.

Fünfter Band.

Wurzen,
Verlags-Comptoir.
1864.

Das Pfarrhaus Framley.

Fünfter Band.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Erstes Kapitel.

Lady Lufton wird überrumpelt.

Als Lord Lufton nach London zurückkehrte, wußte er nicht sogleich, welchen Schritt er zunächst thun sollte. Zuweilen war er ein paar Minuten lang halb geneigt, zu glauben, oder vielmehr zu sich selbst zu sagen, Lucy sei vielleicht die Mühe nicht werth, welche sie ihm verursachte. Er liebte sie innig und war gern bereit, sie zu seinem Weibe zu machen, dachte und sagte er in solchen Augenblicken, aber — solche Augenblicke waren nur Augenblicke.

Ein Liebender liebt selten deßhalb weniger, weil seine Liebe schwierig wird. Und deßhalb, wenn diese Augenblicke vorüber waren, pflegte er zu beschließen, seiner Mutter Alles zu sagen und sie zu bitten, Miß

Lucy Robarts von ihrer Einwilligung in Kenntniß zu setzen.

Daß sie nicht ganz zufrieden damit sein würde, wußte er recht wohl; wenn er aber fest genug war, zu zeigen, daß er in dieser Sache seinen eigenen Willen hatte, so leistete sie ihm wahrscheinlich keinen langen Widerstand.

Er wollte sie nicht demüthig darum als um eine Gunst bitten, sondern sie auffordern, die Ceremonie durchzumachen, als ob dies eine jener mütterlichen Pflichten wäre, welche sie als gute Mutter nicht zögern könne, zu Gunsten ihres Sohnes zu erfüllen.

Dies war der letzte Entschluß, mit welchem er seine Wohnung in dem großen Hause erreichte, welches unter dem Namen des Albany bekannt ist.

Am nächstfolgenden Tage sprach er seine Mutter noch nicht. Es würde am Besten sein, dachte er, wenn er seine Unterredung mit ihr unmittelbar vor seiner Abreise nach Norwegen hätte, damit keine Wiederholung stattfände, und in der That machte er an diesem Tage seine Mittheilung, nachdem er sie selbst zum Frühstück eingeladen hatte.

„Mutter," sagte er plötzlich, indem er sich in einen der Armstühle des Speisezimmers warf, „ich habe Dir Etwas zu sagen."

Seine Mutter errieth sofort, daß es etwas Wich-

tiges sein müsse, und ihr natürlicher Instinkt sagte ihr, daß die zu discutirende Frage sich auf's Heirathen bezöge. Hätte ihr Sohn wegen Geldangelegenheiten mit ihr zu sprechen gewünscht, so wäre sein Ton und sein Blick ganz anders gewesen, und dies würde — obschon in verschiedener Weise — auch der Fall gewesen sein, wenn er mit dem Gedanken an eine Wallfahrt nach Peking, oder einen längern Ausflug nach dem Gebiet der Hudsonsbai-Compagnie umgegangen wäre.

„Du hast mir Etwas zu sagen, Ludovic?" entgegnete sie. „Nun wohl, ich höre."

„Ich wünsche zu wissen, was Du von Lucy Robarts denkst."

Lady Lufton erschrak und ward bleich. Sie hatte allerdings mehr gefürchtet, als gehofft, und sie vermuthete, daß ihr Sohn im Begriff stände, von Liebe zu sprechen, aber etwas so Schlimmes hatte sie nicht erwartet.

„Was ich von Lucy Robarts denke?" sagte sie, indem sie die Worte ihres Sohnes mit offenbarem Entsetzen wiederholte.

„Ja, Mutter. Du hast in der letzten Zeit mir mehrmals gesagt, daß ich bald heirathen sollte, und ich fange an, mich selbst dieser Meinung zuzuneigen. Du wähltest die Tochter eines Geistlichen für mich;

diese junge Dame aber steht im Begriff, eine weit bes=sere Wahl für sich zu treffen —"

„Nein, das ist nicht der Fall," rief Lady Lufton fast heftig.

„Und deßhalb gedenke ich die Schwester eines an=dern Geistlichen für mich selbst zu wählen. Du hegst doch kein Mißfallen an Miß Robarts, hoffe ich?"

„O, Ludovic!"

Dies war Alles, was Lady Lufton für den Au=genblick sagen konnte.

„Giebt es Etwas gegen sie einzuwenden? Hast Du Etwas an ihr auszusetzen? Hat sie irgend Etwas, was sie untauglich machte, mein Weib zu werden?"

Einige Augenblicke lang saß Lady Lufton schwei=gend da und sammelte ihre Gedanken. Sie dachte, es sei sehr viel gegen Lucy einzuwenden, wenn man sie als die mögliche zukünftige Lady Lufton betrachtete. Sie hätte kaum vermocht, ihre Gründe alle anzugeben, obschon dieselben sehr gewichtig waren.

Lucy Robarts besaß in ihren Augen weder Schönheit, noch Tournüre, noch auch die Bildung und Erziehung, welche wünschenswerth war.

Lady Lufton selbst war keine Weltdame. Sie war davon beinahe so weit entfernt, als eine Frau in ihrer Stellung es sein konnte. Nichtsdestoweniger gab

es gewisse weltliche Attribute, welche sie als wesentlich für den Charakter jeder jungen Dame betrachtete, welche als geeignet betrachtet sein wollte, den Platz einzunehmen, welchen sie selbst so lange ausgefüllt. Indem sie sich nach einer Frau für ihren Sohn umsah, war es ihr Wunsch, diese Attribute mit gewissen moralischen Vorzügen verschmolzen zu sehen, welche sie als eben so wesentlich betrachtete.

Diese moralischen Vorzüge konnte Lucy Robarts vielleicht besitzen; was aber die andern Attribute betraf, so meinte Lady Lufton, daß ihr dieselben gänzlich abgingen.

Sie konnte niemals aussehen wie eine Lady Lufton, oder sich in der Grafschaft so zeigen, wie eine Lady Lufton sich zeigen mußte. Sie besaß nicht jene würdevolle Ruhe, welche Lady Lufton an einer jungen Frau von Rang zu sehen liebte. Lucy, würde sie gesagt haben, konnte sich in einem Zimmer nur durch ihre Zunge bemerkbar machen, während dagegen Griselda Grantly, selbst wenn sie einen ganzen Abend geschwiegen, doch durch die Majestät ihrer Erscheinung Allen imponirt haben würde.

Ferner war zu bedenken, daß Lucy kein Geld hatte und daß sie weiter Nichts war, als die Schwester des Geistlichen dieses Kirchspiels. Propheten gelten in ihrem Vaterlande am Allerwenigsten, und Lucy

war in Framley kein Prophet, wenigstens nicht in Lady Lufton's Augen.

Früher ein Mal hatte diese, wie man sich erinnern wird, schon Befürchtungen in dieser Beziehung gehegt — nicht sowohl für ihren Sohn, den sie einer solchen Thorheit kaum für fähig halten konnte, wohl aber für Lucy, welche sich vielleicht thörichterweise einbildete, der Lord liebe sie, und darum traf die Frage des Sohnes jetzt die arme Frau mit der Wucht eines furchtbaren Schlages.

„Hat sie Etwas, was sie untauglich machte, mein Weib zu werden?"

Dies waren die letzten Worte ihres Sohnes.

„Theuerster Ludovic!" entgegnete sie, indem sie aufstand und sich ihm näherte. „Ich glaube es allerdings."

„Was glaubst Du?" fragte er in einem Tone, der fast zornig war.

„Ich glaube, daß sie nicht tauglich ist, Dein Weib zu werden. Sie gehört nicht der Classe an, aus welcher ich Dich eine Wahl treffen sehen möchte."

„Sie gehört derselben Classe an, wie Griselda Grantly."

„Mein lieber Sohn, da irrst Du Dich. Die Grantly's haben sich stets in einer andern Sphäre des

Lebens bewegt. Ich dächte, Du müßtest selbst fühlen, daß sie —"

„Auf mein Wort, Mutter, dies ist nicht der Fall. Der Eine ist Rector von Plumstead und der Andere Vicar von Framley. Doch es wäre nutzlos, hierüber zu streiten. Ich wünsche, daß Du Dich mit Lucy Robarts befreundest, und komme, um dies von Dir als eine Gunst zu erbitten."

„Du willst sie also heirathen, Ludovic?"

„Ja, ich will sie heirathen."

„Und hast Du ihr bereits Dein Wort gegeben?"

„Nun, in aller Form noch nicht, aber Du kannst als ausgemacht betrachten, daß ich, in so weit es in meiner Macht liegt, es zu thun beabsichtige. Mein Entschluß ist gefaßt und ich werde ihn sicherlich nicht ändern."

„Und die junge Dame weiß dies Alles?"

„Allerdings."

„Abscheuliches, hinterlistiges Mädchen!" sagte Lady Lufton bei sich selbst, denn sie besaß nicht Muth genug, um es in Gegenwart ihres Sohnes laut auszusprechen.

Was blieb auch noch zu hoffen, wenn Lord Lufton sich schon durch einen positiven Antrag compromittirt hatte?

„Und der Vicar und Fanny — sind diese auch schon davon unterrichtet?“ setzte sie hinzu.

„Allerdings — Beide.“

„Und Beide sind damit einverstanden?“

„Das kann ich allerdings nicht sagen. Ich habe Fanny nicht gesprochen und weiß folglich nicht, was sie dazu meint. Was Mark betrifft, so glaube ich, aufrichtig gesprochen, nicht, daß ihm die Sache ganz recht ist. Er fürchtet sich vor Dir und möchte gern erst wissen, was Du dazu meinst.“

„Nun, ich freue mich, wenigstens dies zu hören,“ sagte Lady Lufton in ernstem Tone. „Hätte er Etwas gethan, wodurch dieser Sache Vorschub geleistet wor=den wäre, so hätte er sehr niedrig gehandelt.“

Und es trat abermals Stillschweigen ein. Lord Lufton hatte sich vorgenommen, seiner Mutter nicht den ganzen Stand der Sache auseinanderzusetzen. Er wollte ihr nicht sagen, daß Alles von ihrem Wort ab=hinge — daß Lucy ihn nur unter der Bedingung heirathen wollte, daß Lady Lufton selbst sie dazu auf=forderte. Er fühlte eine starke Abneigung, seine Mut=ter um Erlaubniß zu seiner Verheirathung zu bitten, und dies hätte er doch thun müssen, wenn er ihr die ganze Wahrheit gesagt hätte. Sein Zweck war blos, sie zu bewegen, gut von Lucy zu denken und in Fram=ley freundlich und liebreich zu sein. Dann nahm,

wenn er, wie er nach seiner Rückkehr von Norwegen beabsichtigte, diesen Ort wieder besuchte, sicherlich Alles seinen erfreulichen Fortgang.

Dies glaubte er zu Stande bringen zu können, wenn er sich auf die wahrscheinliche Berechnung seiner Mutter verließ, daß es für sie nutzlos sein würde, sich einem Schritte zu widersetzen, welchem sie nicht die Macht hatte, Einhalt zu thun. Sagte er ihr dagegen, daß die Entscheidung bei ihr stände, daß Alles von ihrem Willen abhängen sollte, dann ward — so dachte Lord Lufton — diese Erlaubniß höchst wahrscheinlich verweigert.

„Nun, Mutter, welche Antwort beabsichtigst Du mir zu geben?“ fragte er. „Mein Entschluß steht unwiderruflich fest. Ich wäre nicht zu Dir gekommen, wenn dies nicht der Fall wäre. Du wirst nun wieder nach Hause reisen, und es wäre mir lieb, wenn Du Lucy so begegnetest, wie Du selbst jedem Mädchen, von welchem Du wüßtest, daß ich mit ihr verlobt wäre, zu begegnen wünschen würdest.“

„Aber Du sagst, Du wärest noch nicht an sie gebunden.“

„Das bin ich auch nicht, aber ich habe ihr meinen Antrag gemacht und derselbe ist nicht zurückgewiesen worden. Sie hat gestanden, daß sie — mich liebt — nicht mir selbst, sondern ihrem Bruder. Darf

ich unter diesen Umständen auf Deine Nachgiebigkeit rechnen?"

Es lag in Lord Lufton's Wesen Etwas, was seiner Mutter fast Furcht einflößte und sie auf den Gedanken brachte, daß mehr dahinter stäke, als ihr gesagt ward. In der Regel war sein Benehmen offen, sanft und arglos, jetzt aber sprach er, als ob er sich Alles vorher genau überlegt und sich vorgenommen hätte, schroff und hartnäckig zu sein.

„Ich bin so überrascht, Ludovic," entgegnete Lady Lufton, „daß ich Dir kaum eine Antwort zu geben vermag. Wenn Du mich fragst, ob ich dieses Heirathsproject billige oder nicht, so muß ich sagen, daß ich es nicht billige. Meine Meinung ist, daß Du Dich wegwirfst, wenn Du Miß Robarts heiratheſt."

„Das sagst Du, weil Du sie nicht kennst."

„Ist es nicht möglich, daß ich sie besser kenne, als Du, lieber Ludovic? Du hast mit ihr geliebelt."

„Dieses Wort ist mir verhaßt — es klingt so gemein."

„Nun gut, dann will ich sagen, Du hättest ihr den Hof gemacht, wenn Dir das besser gefällt, und junge Herren lassen sich unter solchen Umständen leicht verblenden."

„Aber Du wirst doch nicht wollen, daß ein Mann

ein Mädchen heirathe, ohne ihr den Hof gemacht zu haben? Du mußt bedenken, Mutter, daß Deine Geschmacksrichtungen und die meinigen nicht dieselben sind. Du liebst die schweigende Schönheit, während ich dagegen die sprechende Schönheit liebe, und dann —"

„Nennst Du Miß Robarts schön?"

„Ja, sehr schön; sie besitzt die Schönheit, die ich bewundere. Und nun leb' wohl, Mutter; ich werde Dich vor meiner Abreise nicht wiedersehen. Schreiben wäre überflüssig, da ich nur kurze Zeit wegbleiben werde und nicht recht weiß, wo wir sein werden. Unmittelbar nach meiner Rückkehr komme ich nach Framley und werde dann von Dir hören, wie die Sache sich gestaltet hat. Ich habe Dir meine Wünsche vorgetragen und Du wirst nun überlegen, inwieweit Du darauf eingehen zu können glaubst."

Mit diesen Worten küßte er sie und nahm, ohne auf ihre Antwort zu warten, Abschied.

Der armen Lady Lufton war, als sie sich allein sah, zu Muthe, als ob Alles mit ihr im Kreise herumginge.

War dies das Ende ihres Ehrgeizes — ihrer Liebe zu ihrem Sohn? War dies die Frucht ihrer Freundlichkeit und Güte gegen die Robarts? Sie haßte fast den Vicar, als sie bedachte, daß sie selbst ihn

und seine Schwester nach Framley gebracht. Sie dachte an alle seine Sünden, an seine öftere Abwesenheit von dem Kirchspiel, an seinen Besuch in Gatherum Castle, an seine Fuchsjagden und dann an die Annahme jener Pfründe, die er, wie man ihr gesagt, der Verwendung des Herzogs von Omnium verdankte.

Und dann dachte sie an seine Gattin. War es möglich, daß Fanny Robarts, ihre jugendliche Freundin Fanny, so treulos gegen sie handelte und einem solchen Heirathsproject Vorschub leistete, anstatt alle ihre Macht aufzubieten, um es zu verhindern?

Sie hatte mit Fanny über diesen selben Gegenstand gesprochen, nicht aus Furcht für ihren Sohn, sondern in Bezug auf die Unannehmlichkeiten vertrauter Bekanntschaft zwischen Mädchen, wie Lucy Robarts und jungen Männern, wie Lord Lufton, im Allgemeinen, und Fanny war damals mit ihr einverstanden gewesen. War es möglich, daß auch diese als Feindin betrachtet werden mußte?

Und dann begann Lady Lufton allmählich zu überlegen, welche Schritte für sie wohl die geeignetsten und räthlichsten wären. Sollte sie sofort nachgeben und in die Heirath willigen? Das Einzige, was sie gewiß wußte, war, daß das Leben ihr zur unerträglichen Bürde werden würde, wenn sie sich zu einem fortwährenden Zwist mit ihrem Sohn genöthigt sähe.

Ein solcher Zustand der Dinge hätte sie wahrscheinlich binnen Kurzem in die Gruft gebracht.

Wenn sie von Zwistigkeiten in anderen vornehmen Familien hörte oder las, wünschte sie sich auf fast pharisäische Weise Glück, daß ihr nicht auch ein solches Loos beschieden sei. Dergleichen Feindseligkeiten zwischen Vätern und Töchtern, Müttern und Söhnen waren in ihren Augen für alle Betheiligte gleich unrühmlich. Sie hatte mit ihrem Gatten glücklich, mit ihren Nachbarn einträchtig, mit der Welt in Ehren, und vor allen Dingen mit ihren Kindern liebreich gelebt. Sie sprach von ihrem Sohne überall, als ob er beinahe vollkommen wäre, und hatte, indem sie dies sagte, ihre Ueberzeugung nicht Lügen gestraft.

War unter diesen Umständen nicht jede Heirath besser, als ein Zwist?

Wie viel aber ward andererseits von dem Stolze ihres täglichen Lebens durch eine solche Heirath vernichtet! Und stand es nicht vielleicht in ihrer Macht, dieselbe o h n e Zwist zu verhindern? Daß ihr Sohn eines Mädchens wie Lucy überdrüßig sein würde, noch ehe er sechs Monate mit ihr verheirathet wäre, daran zweifelte Lady Lufton nicht im Mindesten, und ihr Gewissen konnte ihr daher keine Vorwürfe machen, wenn sie den Vollzug eines nachtheiligen Arrangements hintertrieb.

Es war übrigens augenscheinlich, daß die Sache selbst von ihrem Sohne noch nicht als entschieden betrachtet ward, und eben so, daß er dieselbe als in gewissem Grade von der Zustimmung seiner Mutter abhängig ansah. War es daher nicht für sie, ja für Alle besser, wenn sie nur ihrer Pflicht, aber nicht der unangenehmen Ergebnisse eingedenk war, zu welchen diese Pflicht möglicherweise führen konnte?

Ihre Pflicht war es keinesfalls, in ein solches Bündniß zu willigen, und deßhalb wollte sie ihr Bestes thun, um es zu verhindern. Dies sollte wenigstens ihr erster Versuch sein.

Nachdem sie dies beschlossen, überlegte sie zunächst, wie sie zu handeln hätte.

Sofort nach ihrer Ankunft in Framley wollte sie Lucy Robarts rufen lassen und ihre ganze Beredtsamkeit, vielleicht auch ein Wenig von jener strengen Würde, durch welche sie sich so sehr auszeichnete, aufbieten, um der jungen Dame auseinanderzusetzen, daß dies zu keinem Glück führen könne, daß Leute, welche durch das Unglück über ihre Sphäre hinausgehoben werden, sich stets elend fühlen — kurz, sie wollte von allen jenen vortrefflichen Lehren Gebrauch machen, welche bei solchen Gelegenheiten so an der Tagesordnung zu sein pflegen.

Die Moralpredigt war vielleicht nutzlos, Lady

Lufton aber verließ sich in hohem Grade auf ihre strenge, würdevolle Haltung.

Und dann, nachdem sie so ihre Entschlüsse gefaßt, traf sie Anstalten zu ihrer Heimreise.

In dem Pfarrhause Framley war in Bezug auf Lord Lufton's Heirathsantrag nach der Abreise des jungen Mannes nur wenig gesprochen worden, wenigstens in Lucy's Gegenwart. Daß der Vicar und seine Gattin die Sache unter vier Augen sehr häufig besprachen, verstand sich von selbst, von oder mit Lucy aber ward, wie gesagt, nur sehr wenig darüber gesprochen. Sie blieb ihren eigenen Gedanken und möglicherweise ihren eigenen Hoffnungen überlassen.

Und dann tauchten in Framley andere Dinge auf, welche den Strom der Aufmerksamkeit in ein anderes Bett leiteten.

Zu diesen Dingen gehörte erstens der Besuch, welchen Mr. Sowerby im Gasthaus zum Drachen abstattete, und die Mittheilung, welche in Folge dieser Unterredung von dem Vicar seiner Gattin gemacht ward.

Und während dieses letztere Thema noch neu war und ehe noch Fanny und Lucy sich in Bezug auf alle die kleinen Ersparnisse geeinigt hatten, welche in dem Hauswesen ohne wesentliche Benachtheiligung der Bequemlichkeit des Hausherrn Platz ergreifen könnten,

traf die Nachricht ein, daß Mistreß Crawley von Hogglestock am Nervenfieber erkrankt sei.

Ein härterer Schlag als dieser hätte die schwergeprüfte Familie kaum treffen können. Es schien Jedem, der sie kannte, geradezu unmöglich, daß ihre gewöhnlichsten Bedürfnisse befriedigt werden könnten, wenn dieses muthige Haupt auch nur einen Tag lang sich nicht von seinem Lager erhob, und die Armuth des armen Mr. Crawley war von der Art, daß die traurigen Erfordernisse eines Krankenbettes kaum ohne fremden Beistand beschafft werden konnten.

„Ich werde sogleich hinüberfahren," sagte Fanny.

„Aber, liebe Fanny," rief der Vicar, „die arme Frau hat das Nervenfieber, und Du mußt zunächst an unsere Kinder denken. Ich will gehen."

„Aber was könntest Du dort nützen, Mark?" sagte Fanny. „Männer sind bei solchen Gelegenheiten schlimmer als nutzlos, und dann sind sie auch weit mehr der Gefahr der Ansteckung ausgesetzt."

„Ich habe keine Kinder und bin auch kein Mann," sagte Lucy lächelnd, „für welche beide Ausnahmen ich dem Himmel dankbar bin. Ich will hingehen und wenn ich wiederkomme, mich von den Kindern hübsch fern halten."

Und somit war die Sache entschieden und Lucy machte sich in der Ponychaise auf den Weg, indem sie

zugleich von den Vorräthen des Pfarrhauses mitnahm, was man für die Bedürfnisse der kranken Mistreß Crawley für passend hielt.

Als Lucy in Hogglestock anlangte, trat sie sogleich durch die offenstehende Hausthür ein.

In dem Wohnzimmer fand sie Grace, die Aelteste, welche schüchtern in dem Lehnstuhl ihrer Mutter saß und ein kleines Kind wartete. Grace selbst war noch sehr jung, widmete sich aber ihrer Aufgabe nicht blos mit Eifer, sondern fast mit feierlichem Ernst.

Ihr Bruder, ein sechsjähriger Knabe, war bei ihr und hatte ebenfalls ein Kind zu warten. So saßen sie ernst, ruhig und stumm in einer Gruppe beisammen.

„Was macht Deine Mama, liebe Grace?" fragte Lucy, indem sie auf das Mädchen zuschritt und ihr die Hand bot.

„Die arme Mama ist sehr krank," sagte Grace.

„Und Papa ist sehr unglücklich," sagte Bob, der Knabe.

„Ich kann wegen des Kleinen nicht aufstehen," sagte Grace. „Aber Bob kann gehen und Papa rufen."

„Ich will an die Thür gehen," sagte Lucy, und mit diesen Worten näherte sie sich der Schlafzimmerthür und pochte leise an.

Sie wiederholte dies zum dritten Male, ehe sie von einer leisen, heiseren Stimme hineingerufen ward, und als sie eintrat, sah sie Mr. Crawley mit einem Buche in der Hand an dem Bett der Kranken stehen.

Er betrachtete Lucy unruhig und auf eine Weise, welche verrieth, daß diese Störung ihm unangenehm war, und Lucy bemerkte, daß er eben am Bett seines Weibes gebetet hatte. Er kam ihr jedoch entgegen und drückte ihr die Hand und beantwortete ihre Fragen in seinem gewöhnlichen ernsten, feierlichen Tone.

„Meine Frau ist sehr krank," sagte er, „sehr krank. Gottes Hand ruht schwer auf uns, aber sein Wille geschehe. Nähern Sie sich ihr lieber nicht, Miß Robarts. Sie hat das Nervenfieber."

Diese Warnung kam jedoch zu spät, denn Lucy war schon an dem Bett und ergriff die auf dem Deckbett ruhende Hand der Kranken.

„Meine liebe Miß Robarts," sagte eine schwache Stimme, „das ist sehr freundlich von Ihnen, aber es macht mich unruhig, Sie hier zu sehen."

Lucy verlor keine Zeit, durch behutsames Ausfragen zu ermitteln, woran es in diesem armseligen Hauswesen am Meisten fehlte. Die einzige dienende Person, ein Mädchen von sechzehn Jahren, war, sobald als bekannt ward, daß Mistreß Crawley das

Nervenfieber hatte, von ihrer Mutter nach Hause geholt worden.

Die arme Mutter hatte allerdings versprochen, früh und Abends selbst zu kommen, um die Arbeit, welche sich etwa in einer Stunde machen ließe, selbst zu verrichten; aber sie könne, sagte sie, ihr Kind nicht der Gefahr preisgeben, vom Fieber angesteckt zu werden. Bis jetzt war noch kein Schritt gethan worden, um eine Krankenwärterin herbeizuschaffen, weil Mr. Crawley beschlossen hatte, die Pflichten dieses Amtes selbst zu übernehmen. In seiner absoluten Unkenntniß aller in solchen Fällen nothwendigen Handreichungen und Maßregeln hatte er sich auf die Kniee niedergeworfen, um zu beten, und wenn Gebete — wahre, ächte Gebete — seinem armen Weibe Hülfe bringen konnten, so konnte sie von dieser Hülfe überzeugt sein. Lucy war jedoch der Meinung, daß hier auch noch anderer Beistand nöthig sei.

„Wenn Sie Etwas für uns thun können," sagte Mistreß Crawley, „so thun Sie es für die armen Kinder."

„Ich will sie Alle von hier fortschaffen, bis es wieder besser mit Ihnen geht," sagte Lucy keck.

„Fortschaffen?" sagte Mr. Crawley, der selbst jetzt in seiner Bedrängniß Nichts davon wissen wollte, daß ihm Jemand einen Theil seiner Last abnähme.

„Ja," sagte Lucy. „Ich bin überzeugt, es wird besser sein, wenn die Kinder ein paar Wochen nicht da sind, bis Mistreß Crawley wieder im Stande ist, ihr Zimmer zu verlassen."

„Aber wo sollen die Kinder hin?" fragte er mit düsterer Miene.

Hierauf war Lucy noch nicht im Stande, eine bestimmte Antwort zu geben. Als sie das Pfarrhaus Framley verlassen hatte, war keine Zeit zu Discussionen gewesen. Sie wollte daher erst Alles mit Fanny besprechen und mit dieser ermitteln, auf welche Weise die Kinder am Besten dem Bereich der Gefahr entrückt werden könnten. Warum konnte man, sobald man die Gewißheit hatte, daß sie noch nicht vom Fieber angesteckt waren, sie nicht Alle in dem Pfarrhaus unterbringen?

Eine englische Hausfrau von der rechten Art thut für eine kranke Nachbarin Alles, nur Eins nicht, denn um keinen Preis würde sie mit ihrem Vorwissen eine ansteckende Krankheit innerhalb ihrer eigenen Kinderstube eindringen lassen.

Lucy packte nun ihre Eßwaaren und Stärkungsmittel aus, während Mr. Crawley ihr mit finsterem Blick zuschaute. Es war also so weit mit ihm gekommen, daß man ihm Nahrung in's Haus brachte — aus Mitleid, in seiner persönlichen Gegenwart — und

in seinem innersten Herzen grollte er Lucy deßwegen. Er konnte die Krüge und Büchsen nicht wieder in den Wagen packen lassen, wie er ganz gewiß gethan haben würde, wenn sein Weib gesund gewesen wäre.

Bei ihrem jetzigen Zustande wäre es barbarisch gewesen, diese Geschenke zurückzuweisen, oder auch nur den Lärm einer Weigerung zu erheben; aber jeder Gegenstand, der hereingebracht ward, war ein neues Gewicht, welches den wunden Schultern seines Stolzes aufgebürdet ward, bis die Last fast unerträglich war.

Alles dies sah und erkannte sein Weib selbst in ihrer Krankheit, und sie machte einige unwirksame Versuche, ihn zu beruhigen und zu beschwichtigen; Lucy aber war in ihrer neuen Macht schonungslos, und das Huhn, von welchem die Hühnerbrühe gemacht werden sollte, ward ihm dicht vor der Nase aus dem Korbe genommen.

Lucy blieb jedoch nicht lange. Sie wußte, was sie zu thun hatte, und machte sich sehr bald wieder auf den Weg nach Framley.

„Wahrscheinlich komme ich heute Abend wieder, Mr. Crawley," sagte sie, „und bleibe dann bei der Kranken, bis es wieder besser mit ihr geht. Krankenwärterinnen brauchen keine Zimmer," fuhr sie fort, als Mr. Crawley Etwas davon murmelte, daß kein

Schlafzimmer für sie da sei. „Ich werde mir in der Nähe der Kranken eine Art Streu machen, und Sie werden sehen, daß ich mich ganz schlau befinde."

Und dann stieg sie wieder in die Ponychaise, ergriff Zügel und Peitsche und fuhr nach Hause.

Zweites Kapitel.

Die Geschichte des Königs Cophetua.

Als Lucy so nach Hause fuhr, waren ihre Gedanken von vielerlei Dingen in Anspuch genommen. Wieder zu Mistreß Crawley zurückzukehren und dieselbe während ihres Fiebers zu pflegen, dazu war sie fest entschlossen. Sie besaß Willensstärke genug, um dieß auf sich zu nehmen und auch durchzuführen.

Wie aber sollte sie ihr Versprechen hinsichtlich der Kinder lösen? Zwanzig Pläne gingen ihr durch den Kopf in Bezug auf Bauernhäuser, worin sie untergebracht, oder kleine Wohnhäuser, die für sie gemiethet werden können, aber in allen diesen Fällen war Geldaufwand erforderlich, und waren im gegenwärtigen Augenblick nicht alle Bewohner des Pfarrhauses zur strengsten Sparsamkeit verurtheilt?

Selbst der Gebrauch der Ponychaise wäre unter weniger dringenden Umständen ungerechtfertigt gewesen, denn es war beschlossen, daß der Wagen und selbst der arme Puck verkauft werden sollten.

Sie hatte indessen ein Mal ihr Versprechen hinsichtlich der Kinder gegeben, und obschon sie auch selbst nicht sonderlich bei Kasse war, so sollte doch dieses Versprechen gehalten werden.

Als sie das Pfarrhaus erreichte, war sie natürlich voll von ihren Plänen, fand aber, daß in ihrer Abwesenheit sich Etwas ereignet hatte, was ihre Schwägerin abhielt, ihr ungetheilte Aufmerksamkeit zu widmen.

Lady Lufton war nämlich an diesem Tage von London zurückgekehrt und hatte unmittelbar nach ihrer Ankunft ein an Miß Lucy Robarts adressirtes Billet übersendet, welches Fanny in der Hand hielt, als Lucy aus dem Ponywagen stieg. Der Diener, welcher es gebracht, hatte Antwort verlangt, und man hatte ihm die mündliche Antwort gegeben, daß Miß Robarts nicht zu Hause sei, aber wahrscheinlich, wenn sie wiederkäme, eine Antwort selbst übersenden würde.

Es läßt sich nicht leugnen, daß Lucy feuerroth ward, und daß ihre Hand zitterte, als sie das Briefchen von Fanny in dem Gesellschaftszimmer empfing. Alles, was sie in der Welt zu hoffen hatte, konnte von dem Inhalt dieses Billets abhängen; aber dennoch öffnete

sie es nicht sofort, sondern stand, es in der Hand haltend, da und bemühte sich, als Fanny deßwegen in sie drang, das Gespräch immer wieder auf Mistreß Crawley zu bringen.

Und dennoch beschäftigten ihre Gedanken sich mit dem Briefe, und sie zog schon aus der Handschrift und selbst aus den Worten der Adresse einen für sie ungünstigen Schluß.

Hätte Lady Lufton die Absicht gehabt, freundlich zu sein, so hätte sie den Brief an Miß Robarts, ohne Hinzufügung des Taufnamens adressirt.

So folgerte wenigstens Lucy — fast ohne es selbst zu wissen, wie man in solchen Dingen zu folgern pflegt Man zieht die Hälfte der Schlüsse im Leben, ohne sich deutlich bewußt zu sein, daß man an die Prämissen auch nur gedacht hat.

Fanny und Lucy waren jetzt allein beisammen, denn Mark war ausgegangen.

„Willst Du nicht Deinen Brief lesen?“ fragte Fanny.

„Ja, sogleich, aber erst muß ich wegen Mistreß Crawley mit Dir sprechen, Fanny. Ich muß heute Abend nach Hogglestock zurückkehren und dort bleiben, ich habe es versprochen und gedenke mein Versprechen zu halten. Eben so habe ich auch versprochen, daß die Kinder einstweilen anderwärts untergebracht werden

sollen, und wir müssen dafür sorgen. Der Zustand, in welchem sich die arme Kranke befindet, ist ein fürchterlicher. Sie hat Niemanden, der sie abwartet und pflegt, als ihren Gatten, und die Kinder sind sich gänzlich selbst überlassen."

„Du willst also wieder hin und dort bleiben?"

„Ja wohl, versteht sich. Ich habe es, wie schon gesagt, ganz bestimmt ausgesprochen. Und wegen der Kinder, Fanny. Könntest Du vielleicht für diese sorgen — könnten sie nicht, wenigstens vor der Hand, hier im Hause ein Plätzchen finden?"

Und dennoch war Lucy, während sie so für die Crawleys sprach, in ihren Gedanken bemüht, zu errathen, was wohl in dem Briefe stände, den sie zwischen den Fingern hielt.

„Also Mistreß Crawley ist sehr krank?" fragte Fanny.

„Wie krank sie ist, kann ich nicht sagen, wohl aber weiß ich bestimmt, daß sie das Nervenfieber hat. Es ist ein Doctor oder dessen Famulus von Silverbridge dagewesen, wie mir aber scheint, bedürfen sie besseren ärztlichen Rath in hohem Grade."

„Aber, Lucy, willst Du nicht den Brief lesen? Ich bin ganz erstaunt, daß Du so gleichgültig dagegen sein kannst."

Lucy war Nichts weniger als gleichgültig und begann nun das Couvert zu öffnen.

Der Brief war sehr kurz und lautete wie folgt:

„Meine liebe Miß Robarts!“

„Es liegt mir viel daran, einige Worte mit Ihnen zu sprechen, und ich werde Ihnen daher sehr verbunden sein, wenn Sie nach Framley Court herüber-kommen wollten. Ich muß um Entschuldigung bitten, daß ich mir diese Freiheit herausnehme, Sie werden auch wahrscheinlich eben so wie ich der Ansicht sein, daß eine Unterredung hier uns Beiden genehmer ist, als wenn wir sie im Pfarrhause stattfinden lassen wollten.“

„Ihre ergebene

„M. Lufton.“

„Da haben wir's,“ sagte Lucy, indem sie Fanny den Brief reichte. „Man wird mit mir sprechen, wie noch niemals mit einem armen Mädchen gesprochen ward, und wenn man bedenkt, was ich gethan, so ist dieß gewiß sehr hart.“

„Ja wohl, auch in Bezug auf das, was Du nicht gethan hast.“

„Ganz recht. Gehen muß ich aber doch,“ antwortete Lucy und begann die bereits aufgeknüpften Bänder ihres Hutes wieder festzubinden.

„Willst Du jetzt sogleich hinübergehen?“

„Ja wohl — sogleich. Warum nicht? Es wird

am Besten sein, wenn die Sache sofort abgemacht wird, damit ich dann wieder zu den Crawleys zurückkehren kann. Es ist nur schade, daß ich Alles so gut weiß, als ob man mir es schon gesagt hätte, und was kann es nützen, wenn ich es nochmals an mich ergehen lassen soll? Kannst Du Dir nicht genau den Ton denken, in welchem sie mir die conventionellen Uebelstände auseinandersetzen wird, welche sich ergaben, als König Cophetua die Tochter des Bettlers heirathen wollte; wie sie erzählen wird, was Griselda durchzumachen hatte — nicht die Tochter des Oberdecans, sondern die andere Griselda oder Griseldis?"

„Aber es ward noch Alles gut mit ihr."

„Ja, aber ich bin nicht Griselda und sie wird mir daher deutlich machen, daß mit mir Alles schlimm werden muß. Was kann das nützen, wenn ich alles schon im Voraus weiß? Habe ich den König Cophetua nicht schon ersucht, sich und seine Krone anderswohin zu tragen?

Und dann machte sie sich auf den Weg, nachdem sie vorher noch ein Wort wegen Crawley's Kindern gesprochen und Puck und den Ponywagen für den Nachmittag zugesagt erhalten hatte.

Eben so kam man beinahe überein, daß Puck bei seiner Rückkehr nach Framley die vier Kinder mitbrin-

gen sollte, doch mußte hierüber erst noch Mark zu Rathe gezogen werden.

Der gegenwärtige Plan ging dahin, für die Kinder ein Zimmer außerhalb des Hauses in der ehemaligen Milchkammer, welche jetzt von dem Reitknecht und seiner Frau bewohnt ward, zurecht zu machen, und die Kinder erst dann in's Haus aufzunehmen, wenn sich mit Gewißheit herausgestellt hätte, daß von ihnen keine Ansteckung zu fürchten sei.

Alles dieß mußte jedoch noch ausführlicher besprochen werden. Fanny wollte, Lucy solle erst eine schriftliche Antwort an Lady Lufton senden und dieser melden, daß sie sich unverweilt selbst einfinden würde; aber Lucy gab auf diese Aufforderung eine ziemlich kurze Antwort.

„Wozu erst so viel Ceremonieen?" sagte sie. „Ich weiß, daß die Lady zu Hause ist, und wäre sie es nicht, nun, dann gingen höchstens zehn Minuten Zeit verloren."

Und somit ging sie, und als sie das Thor bei Fromley Court erreichte, fand sie, daß die Lady zu Hause war. Ehe zwei Minuten vergingen, sah sie sich oben in dem kleinen Zimmer.

Wir, liebe Leser, sind schon ein Mal darin gewesen, Lucy aber hatte diesen geheiligten Ort noch nie besucht.

Derselbe hatte allerdings Etwas, was geeignet

war, Denen Ehrfurcht einzuflößen, welche Lady Lufton zum ersten Mal kerzengerade aufrecht in dem Armrohrstuhl sitzen sahen, den sie stets einnahm, wenn sie mit ihren Büchern und Papieren beschäftigt war. Sie wußte das, als sie beschloß, Lucy in diesem Gemach zu empfangen.

Es stand auch noch ein Armstuhl, ein bequem gepolsterter in diesem Zimmer in der Nähe des Kamins und wer gesehen hätte, wie Lady Lufton des Nachmittags in diesem Stuhle ihr Schläfchen machte, würde einen Theil seines ehrfurchtsvollen Respects vor ihr verloren haben.

„Miß Robarts," sagte sie, ohne sich von ihrem Stuhl zu erheben, wohl aber der Eintretenden die Hand entgegenstreckend, „ich bin Ihnen sehr verbunden, daß Sie meinen Wunsch erfüllen. Ohne Zweifel wissen Sie bereits, weßwegen ich mit Ihnen zu sprechen wünsche, und werden eben so wie ich der Ansicht sein, daß dieß besser hier geschehen kann, als drüben im Pfarrhaus."

Lucy verneigte sich zur Antwort hierauf blos und nahm Platz auf dem Stuhle, welcher für sie bereit gestellt ward.

„Mein Sohn," fuhr die Lady fort, „hat mir gesagt, daß — daß — nicht wahr, Miß Robarts, ein be-

stimmtes Versprechen ist zwischen Ihnen und ihm nicht gewechselt worden?"

„Nein, durchaus nicht," entgegnete Lucy. „Er machte mir einen Antrag, aber ich wies ihn zurück."

Dieß ward in etwas schrofferem Tone gesagt, als die Umstände eigentlich erfordert hätten — in einem Tone, der nicht blos unklug, sondern auch unhöflich war. Lucy dachte aber in diesem Augenblicke an ihre eigene Stellung in Bezug auf Lady Lufton, nicht in Bezug auf Lord Lufton, und an ihre Gefühle in Bezug auf die Lady, nicht in Bezug auf deren Sohn.

„Ah so," sagte Lady Lufton, durch die Art der Mittheilung nicht wenig stutzig gemacht. „Dann kann ich also annehmen, daß jetzt zwischen Ihnen und meinem Sohne kein Verhältniß mehr besteht — daß die ganze Sache vorüber ist?"

„Dies kommt ganz auf Sie an."

„Auf mich? Wirklich?"

„Ich weiß nicht, was Ihr Sohn Ihnen gesagt, Lady Lufton. Was mich betrifft, so liegt mir durchaus Nichts daran, Geheimnisse vor Ihnen in dieser Angelegenheit zu haben, und da er mit Ihnen darüber gesprochen hat, so schließe ich daraus, daß dies auch sein eigener Wunsch ist. Habe ich Recht, wenn ich voraussetze, daß er mit Ihnen über diese Sache gesprochen hat?"

„Ja, das hat er, und aus diesem Grunde habe ich mir eben die Freiheit genommen, Sie rufen zu lassen."

„Und darf ich fragen, was er Ihnen gesagt hat? Ich meine natürlich, was mich selbst betrifft," sagte Lucy.

Lady Lufton begann, ehe sie diese Frage beantwortete, zu bedenken, daß die junge Dame bei dieser Conversation allzusehr die Initiative ergriff und in der That das Spiel ganz nach ihrer eigenen Weise spielte, was mit den Beweggründen, welche Lady Lufton bewogen, Lucy rufen zu lassen, durchaus nicht übereinstimmte.

„Er hat mir gesagt, daß er Ihnen einen Heirathsantrag gemacht hat," entgegnete Lady Lufton, „eine Sache, die natürlich für mich, als seine Mutter, sehr ernst ist, und ich habe es deßhalb für das Beste gehalten mit Ihnen selbst zu sprechen, und an Ihren gesunden Menschenverstand und Ihr Rechtlichkeitsgefühl zu appelliren. Sie werden natürlich wissen —

Nun sollte die Vorlesung beginnen, welche, wie Lucy schon zu Fanny gesagt, durch die Geschichte des Königs Cophetua und der Griselda illustrirt werden sollte, doch gelang es ihr, derselben noch eine Weile Einhalt zu thun.

„Und hat Lord Lufton Ihnen nicht gesagt, welche Antwort ich ihm gegeben?" fragte Lucy.

„Mit Worten nicht, aber Sie selbst sagen mir so eben, daß Sie ihn abgewiesen haben, und ich muß meine Bewunderung Ihres vortrefflichen —"

„Warten Sie einen Augenblick, Lady Lufton," unterbrach Lucy. „Ihr Sohn machte mir allerdings einen Heirathsantrag. Er machte mir denselben mündlich, drüben im Pfarrhause, und ich wies ihn ab, was, wie ich jetzt glaube, sehr thöricht war, denn ich liebe ihn von ganzem Herzen. Ich that dies jedoch in Folge von Gefühlen, die ich vielleicht nicht weiter auseinander zu setzen brauche. Das hervorragendste davon war ohne Zweifel Furcht vor Ihrem Mißfallen. Und dann kam er nochmals nicht zu mir, sondern zu meinem Bruder, und brachte seine Bewerbung zum zweiten Male an. Nichts hätte freundlicher, edler, liebevoller und edelmüthiger sein können, als die Handlungsweise Ihres Sohnes gegen mich. Anfangs, als ich mit mir selbst zu Rathe ging, glaubte ich, er habe Das, was er gesagt, nur so leichtsinnigerweise hingesprochen. Ich hatte kein Vertrauen zu seiner Liebe, obschon ich sah, daß er selbst Vertrauen dazu hatte. Dagegen konnte ich nicht umhin, dieses Vertrauen zu theilen, als er zum zweiten Male kam — nämlich zu meinem Bruder — und diesem den Antrag wiederholte. Ich weiß nicht, ob Sie mich verstehen, Lady Lufton, aber ein Mädchen in meiner Stellung hat zu einer solchen Er-

klärung zehn Mal mehr Vertrauen als zu einer, die ihr auf den Antrieb des Augenblicks selbst gemacht wird. Und dann müssen Sie bedenken, daß ich — ich selbst — Ihren Sohn gleich von Anfang an geliebt habe. Ich war so thöricht zu glauben, daß ich seine Freundin sein könnte, ohne daß meine Freundschaft sich in Liebe verwandelte."

„Ich sah dies Alles so kommen," sagte Lady Lufton mit weiser Miene, „und that Schritte, von welchen ich hoffte, daß dadurch der Sache noch Zeit genug Einhalt gethan werden würde."

„Das sah ein Jeder, es war eine Sache, die sich von selbst verstand," entgegnete Lucy, indem sie die Weisheit der Lady mit einem Schlage vernichtete. Ja, ich lernte ihn lieben, ohne es zu wollen, und ich liebe ihn von ganzem Herzen. Es nützt mir Nichts, zu glauben, daß dies nicht der Fall sei, und ich könnte morgen schon mit ihm vor den Altar treten und ihm meine Hand reichen, durchdrungen von dem Gefühl, daß ich damit nur thäte, was meine Pflicht von mir verlangt. Er hat Ihnen seine Liebe selbst gestanden, und ich glaube an dieselbe, wie an meine eigene."

Nachdem Lucy dies gesagt, schwieg sie einen Augenblick.

„Aber, meine werthe Miß Robarts" — hob Lady Lufton an.

Lucy hatte jedoch nun vollständig Muth gefaßt und war daher nicht gemeint, sich in ihrer Rede unterbrechen zu lassen.

„Ich bitte um Verzeihung, Lady Lufton," hob sie wieder an, „ich werde sogleich fertig und dann bereit sein, Sie anzuhören. Mein Bruder theilte mir mit, was Lord Lufton ihm gesagt, ohne diesem das Wort zu reden und ohne zu erklären, daß er eine solche Heirath selbst wünsche. Er stellte vielmehr Alles meinem eigenen Urtheil anheim und schlug vor, daß ich den nächstfolgenden Morgen mit Ihrem Sohne selbst sprechen sollte. Hätte ich dies gethan, so hätte ich nicht anders gekonnt, als auf den Antrag eingehen. Bedenken Sie dies, Lady Lufton! Wie hätte ich umhingekonnt, seine Bitte zu erhören, da mein Herz dieselbe schon längst erhört hatte?"

„Nun und?" bemerkte Lady Lufton, die nun erst das Weitere hören wollte, ehe sie selbst Etwas sagte.

„Ich sprach Ihren Sohn nicht, ich weigerte mich, dies zu thun, weil ich nicht den Muth dazu hatte," fuhr Lucy fort. „Ich konnte mich nicht an den Gedanken gewöhnen, dieses Haus als das Weib Ihres Sohnes zu betreten und mich von der Mutter Ihres Sohnes mit kaltem Blick betrachten zu lassen. So sehr ich ihn auch liebte, so sehr ich ihn noch liebe, so hoch ich auch das edle Anerbieten schätze, welches er mir wiederholt

gemacht, so konnte ich mich doch nicht dazu verstehen, mit ihm zu leben und der Gegenstand Ihrer Verachtung zu sein. Ich ließ ihm daher sagen, daß ich ihn nehmen würde, wenn Sie, Lady Lufton, selbst mich dazu auf=forderten, aber nicht eher."

Und nun, nachdem Lucy für ihre Sache und — wie sie glaubte — auch für die Sache Ihres Geliebten gesprochen, schwieg sie und machte sich bereit, die Ge=schichte vom König Cophetua anzuhören.

Lady Lufton wußte aber nicht recht, wie sie ihre Rede beginnen sollte. Erstens war sie durchaus keine hartherzige oder egoistische Frau, und hätte es sich nicht um ihren eigenen Sohn und den Glanz gehan=delt, welcher durch ihren Sohn widergespiegelt ward, so hätte sie sich selbst für Lucy Robarts erklärt. Sie ließ den guten Eigenschaften des Mädchens Gerechtig=keit widerfahren und hatte sie in gewissem Grade gern.

Sie begann auch zu verstehen, wodurch die Liebe ihres Sohnes erweckt ward, und zu fühlen, daß ohne gewisse unglückliche Nebenumstände aus Lucy eine ganz annehmbare Lady Lufton hätte werden können.

Lucy war, während sie so dasaß und sprach, in den Augen der Lady gewissermaßen größer geworden und schien bei Weitem weniger an jenem Mangel an socialer Bedeutung zu leiden, welchen Lady Lufton ihr von jeher beigemessen.

Ein Mädchen, welches so mit der Sprache herausgehen und seine eigene Stellung auseinander-setzen konnte, war ganz gewiß fähig, dies auch künftig und unter veränderten Umständen zu thun.

Aber dennoch fiel es Lady Lufton nicht ein, aus diesen oder andern Gründen dem Wunsche ihres Sohnes nachzugeben. Die Macht, diese Heirath zu Stande kommen zu lassen oder zu vereiteln, lag in ihren Händen, und es geziemte ihr, von dieser Macht zum Nutzen ihres Sohnes den besten Gebrauch zu machen.

So viel Wohlgefallen sie auch an Lucy fand, so wollte sie diesem Wohlgefallen doch nicht ihren Sohn opfern. Die unglücklichen Nebenumstände waren noch vorhanden und, wie sie glaubte, von hinreichendem Gewicht, um eine solche Heirath nicht räthlich erscheinen zu lassen.

Lucy war die Schwester eines Mannes, der durch seine eigenthümliche Stellung als Geistlicher von Framley nicht geeignet war, der Schwager des Besitzers dieser Herrschaft zu sein. Niemand war ein aufrichtigerer Freund des geistlichen Standes, als Lady Lufton, oder geneigter, mit demselben auf dem einträchtigsten Fuße zu leben, aber sie konnte auch nicht umhin, zu bedenken, daß der Geistliche ihres eigenen Kirchspiels — oder des Kirchspiels ihres Sohnes — ein Mitglied ihres eigenen Hofstaats oder des Hofstaats ihres Sohnes sei,

und daß es deßhalb unmöglich gerathen erscheinen könne, wenn Lord Lufton sich ein Weib unter seinen eigenen Unterthanen suchte. Lady Lufton würde allerdings dieses Wort nicht ausgesprochen haben, aber sie dachte es.

Hierzu kam, daß Lucy's Erziehung in vielen Beziehungen, wie Lady Lufton glaubte, sehr mangelhaft war. Sie hatte in ihrer frühen Jugend Niemanden um sich gehabt, der an die Manieren der vornehmen Welt gewöhnt gewesen wäre und sie selbst daran gewöhnt hätte.

Lucy's Mängel ließen sich in dieser Beziehung nicht wohl in Worten ausdrücken, waren aber in der Weise, auf welche sie so eben ihre Sache vertheidigt, ebenfalls zu Tage getreten. Sie hatte Talent, gesunden Menschenverstand und scharfsinniges Urtheil bewiesen, aber sie war dabei viel zu unruhig gewesen. Die Eigenschaft, welche Lady Lufton an jungen Damen am Meisten bewunderte, war jene vis inertiae, welche der würdevollen, zurückhaltenden Schönheit eigen zu sein pflegt, und diese war der armen Lucy völlig fremd.

Ferner hatte sie auch kein Vermögen, welches, obschon ein geringerer Uebelstand, doch ein Uebelstand war, und sie war von nicht vornehmer Herkunft, was als ein noch größerer Uebelstand betrachtet werden mußte.

Ihre Augen hatten allerdings gefunkelt, als sie

ihre Liebe gestand, aber dennoch konnte Lady Lufton nicht zugeben, daß sie positive Schönheit besäße.

Dies waren die unglücklichen Umstände, welche Lady Lufton zu dem Entschlusse bewogen, diese Heirath nicht zu Stande kommen zu lassen.

Die Durchführung ihrer Rolle in diesem Spiel war jedoch weit schwieriger, als sie geglaubt hatte, und sie sah sich daher genöthigt, einige Minuten lang zu schweigen, während welcher Zeit Miß Robarts jedoch keinen Versuch machte, das Wort nochmals zu ergreifen.

„Die vortreffliche Gesinnung," hob Lady Lufton endlich an, „welche Sie in dieser ganzen Angelegenheit bethätigt, hat einen sehr günstigen Eindruck auf mich gemacht, und Sie müssen mir erlauben zu sagen, Miß Robarts, daß ich Sie jetzt mit ganz andern Gefühlen betrachte, als welche ich bei meiner Abreise von London gegen Sie hegte."

Lucy verneigte sich leicht, aber sehr steif, und gab dadurch zu erkennen, daß sie die Worte der Lady mehr als einen Tadel in Bezug auf die Vergangenheit, denn als ein Lob hinsichtlich der Gegenwart betrachtete.

„Meine stärksten Gefühle in dieser Angelegenheit," fuhr Lady Lufton fort, „müssen aber die der Mutter sein. Wie ich handeln würde, wenn dieses Heirathsproject sich verwirklichte, brauche ich jetzt nicht in Erwähnung zu ziehen. Ich muß aber gestehen, daß eine

solche Heirath sehr — sehr unpassend sein würde. Niemand hat ein besseres Herz oder bessere Grundsätze, als mein Sohn, aber dennoch ist er gerade der Mann, der sich bei einer übereilten Umschau in Bezug auf seine Zukunft sehr leicht irrt, und wenn er sich mit Ihnen verheirathete, so würde diese Ehe weder zu seinem, noch zu Ihrem Glück führen."

Es war klar, daß nun die eigentliche Lection kommen sollte, und da Lucy ihre eigene Schwäche offen erklärt und die ganze Macht der Entscheidung in Lady Lufton's Hände gelegt hatte, so sah sie nicht ein, warum sie nicht auch dies über sich ergehen lassen sollte.

„Darüber brauchen wir nicht zu streiten, Lady Lufton," sagte sie. „Ich habe Ihnen gesagt, unter welchen ausschließlichen Umständen ich Ihren Sohn heirathen würde, und Sie haben daher Nichts zu fürchten.

„Es war auch nicht meine Absicht, zu streiten," antwortete Lady Lufton fast demüthig. „Ich wollte mich blos bei Ihnen entschuldigen, damit Sie mich nicht für grausam halten möchten, wenn ich meine Einwilligung verweigere. Ich wünsche Ihnen die Ueberzeugung beizubringen, daß ich das thue, was für meinen Sohn das Beste ist."

„Diese Ueberzeugung habe ich bereits, und es ist deßhalb keine Entschuldigung nothwendig."

„Nein, denn es handelt sich hier um eine Meinungs-

sache. Ich kann nicht glauben, daß diese Heirath Sie oder meinen Sohn glücklich machen würde, und deshalb wäre es sehr unrecht von mir, wenn ich meine Zustimmung erklären wollte."

„Dann, Lady Lufton," sagte Lucy, indem sie sich von ihrem Stuhle erhob, „kann ich wohl annehmen, daß wir nun Beide gesagt haben, was nothwendig ist, und ich will Ihnen deßhalb Lebewohl sagen."

„Leben Sie wohl, Miß Robarts. Ich wollte, ich könnte Ihnen begreiflich machen, wie hoch ich Ihre Handlungsweise in dieser Angelegenheit zu schätzen weiß. Dieselbe ist über alles Lob erhaben, und ich werde nicht zögern, dies zu erklären, wenn ich mit Ihren Verwandten darüber spreche."

Das war für Lucy sehr unangenehm, denn an dem Lobe, welches Lady Lufton in dieser Sache gegen ihre Verwandten ausspräche, war ihr sehr wenig gelegen.

„Und wenn ich bitten darf," fuhr Lady Lufton fort, „so empfehlen Sie mich Fanny und sagen Sie ihr, daß ich sie und Mr. Robarts bald hier zu sehen hoffe. Ich würde jetzt schon einen Tag bestimmen, wo wir Alle zusammen diniren wollen, vielleicht auch ist es besser, wenn ich mich erst ein Wenig mit Fanny darüber bespreche."

Lucy murmelte Etwas, wodurch sie zu verstehen

geben wollte, daß es bei einem solchen Diner gut sein würde, wenn man von ihrer Person absähe, und empfahl sich dann.

Sie hatte bei dieser Unterredung entschieden die beste Rolle gespielt und sie war sich Dessen in ihrem Herzen bewußt, als sie Lady Lufton erlaubte, ihr die Hand zu drücken.

Nichtsdestoweniger lebte ein bitteres Gefühl getäuschter Erwartung in ihrem Herzen, als sie nach dem Pfarrhause zurückkehrte, eben so wie ein Gefühl, daß sie selbst daran schuld sei.

Warum war sie so romantisch und ritterlich und selbstverleugnungsvoll gewesen, da sie doch einsehen mußte, daß ihre Romantik und Ritterlichkeit sowohl zum Nachtheil ihres Geliebten, als auch zu ihrem eigenen sein mußte, und daß sie sowohl ihn, als auch sich selbst opferte? Warum war sie so eifrig bedacht gewesen, Lady Lufton in die Hände zu arbeiten?

Als sie das Pfarrhaus erreichte, war Mark zugegen, und man erwartete sie natürlich.

„Nun," sagte sie in kurzem, hastigem Tone, „ist Puck wieder angespannt? Ich habe keine Zeit zu verlieren und muß noch Mehreres einpacken. Bist Du wegen der Kinder zu einem Entschluß gekommen, Fanny?"

„Ja, ich werde Dir es sogleich sagen. Aber hast Du Lady Lufton gesprochen?"

„Ob ich sie gesprochen habe? Freilich habe ich sie gesprochen. Hatte sie mich nicht rufen lassen? Wie hätte ich ihr ungehorsam sein können?“

„Und was sagte sie denn?“ fragte der Vicar.

„Wie naiv Du doch bist, Mark. Und zwar nicht blos naiv, sondern auch unhöflich, da Du verlangen kannst, ich solle die Geschichte meiner Schmach selbst erzählen. Natürlich sagte sie mir, sie habe nicht die Absicht, mich den Lord, ihren Sohn, heirathen zu lassen, und ich sagte natürlich, daß es mir unter solchen Umständen gar nicht einfiele, so Etwas zu thun.“

„Lucy, ich verstehe Dich nicht,“ sagte Fanny in sehr ernstem Tone. „Ich bin zuweilen geneigt, zu zweifeln, daß Dir diese Sache überhaupt sehr am Herzen liegt. Wenn dies der Fall wäre, wie könntest Du dann so darüber scherzen?“

„Ja, es ist dies allerdings eigenthümlich, und zuweilen erwacht ein derartiger Zweifel in mir selbst. Ich sollte sehr blaß aussehen, nicht wahr? und zusehends abmagern, und nach und nach den Verstand verlieren. Ich habe jedoch nicht die mindeste Absicht, eines von diesen Dingen zu thun, und die Sache verdient daher keine weitere Beachtung.“

„Aber war die Lady höflich gegen Dich, Lucy?“ fragte Mark; „höflich in ihrem Benehmen, weißt Du.“

„O im höchsten Grade,“ entgegnete Lucy. „Ihr

werdet es kaum glauben, aber sie lud mich wirklich und wahrhaftig zu Tische ein! Sie thut dies stets, wenn sie ihre gute Gesinnung an den Tag zu legen wünscht. Wenn Du das Bein gebrochen hättest, Mark, und sie wünschte Dich zu bedauern, so würde sie Dich zu Tische einladen."

„Jedenfalls hat sie es gut gemeint," sagte Fanny, welche nicht geneigt war, ihre alte Freundin aufzugeben, obschon sie vollkommen bereit war, für Lucy, da nöthig, in die Schranken zu treten.

„Lucy ist so verkehrt, daß es unmöglich ist, von ihr zu erfahren, was wirklich stattgefunden hat," sagte der Vicar.

„Ich kann Euch auf mein Wort versichern, daß Ihr Alles eben so gut wißt, als ich es Euch sagen kann. Sie fragte mich, ob Lord Lufton mir den Antrag gemacht hätte. Ich sagte ja. Dann fragte sie mich, ob ich gesonnen wäre, denselben anzunehmen. ‚Nicht ohne Ihre Zustimmung' entgegnete ich. Und dann lud sie uns Alle zu Tische ein. Dies ist der genaue Hergang der Sache, und ich kann nicht einsehen, warum ich verkehrt sein soll."

Und nachdem sie dies gesagt, warf sie sich auf einen Stuhl, und Mark und Fanny sahen einander an.

„Mark", hob Lucy nach einer Weile wieder an, „sei nicht unfreundlich gegen mich. Ich mache um unser

Aller willen von der ganzen Sache so wenig Aufhebens als möglich. Es ist dies viel besser, Fanny, als wenn ich stöhnend und klagend herumschleichen wollte."

Und die Thränen traten ihr unaufhaltsam in die Augen.

„Theuerste, beste Lucy!" rief Fanny, sich sofort vor ihr auf die Kniee niederwerfend. „Ich will nicht wieder unfreundlich gegen Dich sein."

Und Beide machten nun ihrem gepreßten Herzen durch einen Thränenstrom Luft.

Drittes Kapitel.

Der Kinderraub in Hogglestock.

Der Thränenstrom nahm jedoch nicht lange Zeit in Anspruch, und es dauerte nicht lange, so saß Lucy wieder in dem Ponywagen. Bei dieser Gelegenheit fungirte ihr Bruder als Kutscher, und es ward verabredet, daß er die sämmtlichen Kinder des Geistlichen von Hogglestock als Rückfracht mit nach Framley bringen sollte.

Die ganze Sache war bereits arrangirt. Der Reitknecht und seine Frau sollten mit in dem Hauptgebäude wohnen, und das von ihnen gewöhnlich benutzte große Schlafzimmer auf der andern Seite des Hofes sollte in ein Quarantainehospital verwandelt werden, bis es Zeit wäre, die gelbe Flagge einzuziehen.

Der Vicar und seine Schwester hatten ungefähr die Hälfte des Weges nach Hogglestock zurückgelegt, als sie von einem Reiter eingeholt wurden, in welchem, als er näher kam, der Vicar den Doctor Arabin, Decan von Barchester und Haupt des Domkapitels, welchem er selbst angehörte, erkannte.

Es stellte sich sofort heraus, daß der Decan ebenfalls nach Hogglestock wollte, weil er, wie er erzählte, von dem Unglück gehört, welches seine Freunde dort betroffen. Er hätte sich, sagte er, sofort, nachdem diese Kunde ihm zugegangen, auf den Weg gemacht, um zu ermitteln, wie hier am Besten zu helfen sei.

Um dies zu bewirken, hatte er einen Ritt von beinahe vierzig Meilen unternommen, und erklärte, daß er erst gegen Mitternacht wieder zu Hause zu sein erwarte.

„Sie reiten wohl über Framley?" fragte Robarts.

„Allerdings," entgegnete der Decan.

„Nun, dann werden Sie natürlich auf dem Rückwege bei uns diniren — Sie und auch Ihr Pferd, was eben so wichtig ist."

Nachdem dies gebührend besprochen und die Ceremonie der Vorstellung zwischen dem Decan und Lucy vorüber war, begann man über Mr. Crawley und seinen Charakter zu sprechen.

„Ich kenne ihn von meiner frühesten Jugend an,"

sagte der Decan, „denn ich bin auf Schule und Universität mit ihm gewesen und habe fortwährend in dem freundschaftlichsten Verhältnisse zu ihm gestanden. Trotzdem aber weiß ich nicht, wie ich ihm in seiner Noth helfen soll. Nie habe ich einen Mann von stolzerem Herzen gekannt, oder einen, der weniger geneigt gewesen wäre, seine Drangsale mit seinen Freunden zu theilen."

„Ich habe ihn oft von Ihnen sprechen hören," sagte Mark.

„Eins der bittersten Gefühle, die mich quälen, ist, daß ein Mann, den ich so lieb habe, mir so nahe lebt, und daß ich ihn gleichwohl so selten zu sehen bekomme. Aber was kann ich thun? Zu mir will er nicht kommen, und wenn ich zu ihm komme, so ist er aufgebracht gegen mich, weil ich einen Schaufelhut trage und ein Reitpferd habe."

„Ich würde meinen Hut und mein Pferd an der Grenze des letzten Kirchspiels zurücklassen," sagte Lucy schüchtern.

„Ja, allerdings, man sollte selbst in dergleichen Dingen kein Aergerniß geben, aber dann könnten mein Rock und meine Weste ebenfalls zum Gegenstand des Tadels gemacht werden. Ich habe mich verändert — in äußerlichen Dingen, meine ich — er aber nicht. Dies erbittert ihn, und wenn ich nicht wieder so fein

kann, wie ich in der Vergangenheit war, so wird er mich auch nicht wieder mit denselben Augen betrachten."

Und nachdem Doctor Arabin dies gesagt, sprengte er voraus, damit, wie er sagte, die erste Unannehmlichkeit des Wiedersehens vorüber wäre, ehe der Vicar und seine Schwester auf dem Schauplatze erschienen.

Mr. Crawley stand vor seiner Thür, über die kleine hölzerne Umzäunung gelehnt, als der Decan auf seinem Pferde herangetrabt kam. Mr. Crawley war nach stundenlangem Wachen herausgekommen, um die wohlthätige Sommerluft zu athmen, und hielt, als er so dastand, das jüngste Kind auf dem Arme. Der arme Kleine saß allerdings ganz ruhig, schien aber dennoch nicht heiter zu sein.

Dieser Vater besaß, obschon er seine Kinder so innig liebte, wie es nur von irgend einem Menschen geschehen kann, nicht die Gabe, sich die Zuneigung der Kinder zu erwerben.

Männer, welche diese Gabe besitzen, sind nicht alle Mal die besten Väter oder die sichersten Hüter der Kinder, aber dennoch besitzen sie ein gewisses duc ad me, was die Kinder sofort erkennen, und was binnen drei Minuten alle Schranken zwischen dem fünften und dem fünfundvierzigsten Lebensjahre niederreißt.

Mr. Crawley aber war ein ernster, strenger Mann, der stets an die Seelen und Gemüther seiner

Kinder dachte — wie dies ein Vater auch soll — und der dabei der Meinung war, daß jede Zeit geeignet sei, auf ihre Seelen und Gemüther einzuwirken, was er vielleicht als Vater oder als Lehrer nicht hätte thun sollen.

Die Folge hiervon war, daß seine Kinder ihn, wenn ihnen die Wahl frei stand, mieden, wodurch sie seinem zerrissenen Herzen neue Wunden schlugen, ohne jedoch die Liebe, womit er sie betrachtete, im Mindesten zu schwächen.

So stand er hier, mit einem freundlichen, kleinen Mädchen auf den Arm, als er den Decan auf sich zukommen sah. In der freien Luft war sein Auge so scharf, wie das eines Luchses, obschon er, wenn er in seinen Büchern las, die Brille nicht entbehren konnte, und auf diese Weise erkannte er seinen Freund schon vom Weiten und hatte Zeit, über die Art und Weise der Begrüßung nachzudenken.

Ohne Zweifel kam Doctor Arabin, wenn auch nicht mit Compot und Bouillon, doch mit Geld und gutem Rath, so wie ein mit guten Einkünften gesegneter Decan einem armen Collegen bieten konnte, und Mr. Crawley begann, obschon kein Ehemann für das Wohl seiner Gattin besorgter sein konnte, als er war, sofort zu überlegen, wie diese ihm zugedachten Geschenke abgelehnt werden könnten.

„Wie geht es mit Deiner Frau?“ waren die ersten Worte, welche der Decan sprach, als er sein Pferd dicht vor dem kleinen Pförtchen anhielt und die Hand ausstreckte, um die seines Freundes zu ergreifen.

„Wie geht Dir's, Arabin?“ entgegnete der Geistliche von Hogglestock. „Es ist sehr freundlich von Dir, daß Du diesen weiten Weg hierher kommst, da Du doch gewiß nicht gut von Barchester abkommen kannst. Ich kann nicht sagen, daß es mit meiner Frau besser gehe, schlimmer geht es aber auch nicht. Zuweilen bilde ich mir ein, sie liege im Delirium, obschon ich es nicht recht weiß. Wenigstens redet sie irre und dann schläft sie.“

„Aber hat das Fieber nachgelassen?“

„Zuweilen läßt es nach, zuweilen steigt es.“

„Und die Kinder?“

„Die armen Geschöpfe! Gesund sind sie bis jetzt noch.“

„Sie müssen fort von hier, Crawley.“

Der arme Vater glaubte, es läge in dem Rathe des Decans etwas Befehlendes, und er machte sofort Opposition dagegen.

„Das weiß ich doch nicht, und ich habe auch übrigens noch keinen Entschluß gefaßt.“

„Aber, lieber Crawley —“

„Die Vorsehung gestattet solche Entfernungen nicht in allen Fällen," sagte er. „Unter den ärmern Klassen müssen die Kinder es auf solche Gefahren ankommen lassen."

„In vielen Fällen ist es allerdings so," sagte der Decan, der keineswegs Lust hatte, sich in diesem Augenblick in eine Discussion einzulassen, „aber in dem vorliegenden Falle ist es nicht nöthig. Du mußt mir erlauben, Anstalten zur Abholung der Kinder treffen zu lassen, denn Deine Zeit ist natürlich hier in Anspruch genommen."

Lucy hatte, obschon sie ihre Absicht, bei Mistreß Crawley zu bleiben, erwähnt, doch Nichts von dem Plane gesagt, welchen man in Framley in Bezug auf die Kinder entworfen.

„Deine Absicht ist, mir diese Last abzunehmen, oder, mit andern Worten, für die Kinder zu bezahlen," sagte Mr. Crawley. „Aber dies kann ich nicht zugeben, Arabin. Die Kinder müssen das Loos ihrer Eltern theilen."

Der Decan hatte abermals keine Lust zum Discutiren und hielt es für das Beste, die Frage wegen der Kinder vor der Hand ruhen zu lassen.

„Hat Deine Frau denn eine Wärterin?" fragte er.

„Nein," entgegnete Mr. Crawley, „bis jetzt habe

ich sie selbst gepflegt. Es wird aber nun bald eine Frau kommen."

„Was für eine Frau?"

„Sie heißt Mistreß Stubbs und wohnt in unserm Kirchspiel. Sie wird die jüngeren Kinder zu Bett bringen und — und — doch es wäre zwecklos, Dich mit allen diesen Einzelnheiten zu behelligen. Es war heute früh eine junge Dame da, welche vom Wiederkommen sprach, ohne Zweifel aber hat sie es zu beschwerlich gefunden. Es ist auch so besser."

„Du meinst Miß Robarts. Diese wird sogleich hier sein. Ich überholte sie unterwegs."

Und während Doctor Arabin dies noch sagte, hörte man das Geräusch von näher kommenden Wagenrädern.

„Ich will nun hineingehen," sagte Mr. Crawley, „und sehen, ob sie noch schläft."

Und er trat in das Haus, während der Decan, noch auf seinem Pferd sitzend, an der Thür zurückblieb.

„Er fürchtet sich jedenfalls vor der Ansteckung, und ich will ihn daher nicht auffordern, hereinzukommen," sagte Mr. Crawley bei sich selbst.

„Es könnte aussehen, als wollte ich mich aus bloßer Neugier in sein armseliges Hauswesen eindrängen, wenn ich unaufgefordert hineingehe," sagte

der Decan bei sich selbst. Und somit blieb er halten, bis Puck, der nun die Localität kannte, an der Thür stehen blieb.

„Sind Sie noch nicht drinnen gewesen?“ fragte der Vicar.

„Nein, Crawley war hier an der Thür und sprach mit mir. Wahrscheinlich wird er sogleich wiederkommen,“ entgegnete der Decan, und Mark Robarts machte sich nun auch gefaßt, zu warten, bis der Hausherr wieder zum Vorschein kommen würde.

Lucy hatte aber keine dergleichen kleinliche Bedenken und fragte weiter nicht darnach, ob Mr. Crawley es übel nähme, oder nicht. Ihr Vorsatz war, sich an das Bett der Kranken zu setzen und die vier Kinder fortzuschicken, womöglich mit Zustimmung ihres Vaters, aber im Nothfall auch ohne dieselbe.

Somit stieg sie aus dem Wagen und begab sich, nachdem sie noch gewisse Pakete herausgenommen, direct in das Haus.

„Es liegt noch ein großes Bündel unter dem Sitz, Mark,“ sagte sie. „Ich will sogleich wieder herauskommen und es holen, wenn Du es mittlerweile hervorziehen willst.“

Etwa fünf Minuten lang blieben die beiden Würdenträger der Kirche an der Thür, der Eine auf seinem Pferd, der Andere in seinen Wagen, während

sie einige Worte mit einander sprachen und warteten, bis wieder Jemand aus dem Hause zum Vorschein käme.

„Es sind schon alle Vorkehrungen getroffen," waren die ersten Worte, welche an ihr Ohr schlugen, und dieselben kamen von Lucy. „Von Mühe oder Störung ist eben so wenig die Rede, als von Geldkosten, und sobald als Mistreß Crawley das Bett verlassen kann, kommen sie Alle wieder."

„Aber, Miß Robarts, ich versichere Ihnen —"

Dies war Mr. Crawley's Stimme, während er Miß Robarts nach der Thür folgte; eins der ältern Kinder rief ihn aber in diesem Augenblick in das Krankenzimmer, und Lucy erhielt dadurch Gelegenheit, ihren Vorsatz auszuführen.

„Wollen Sie die Kinder wirklich mitnehmen?" fragte der Decan.

„Ja, meine Schwägerin hat bereits alle Anstalten zu ihrem Empfang getroffen."

„Sie können sich mit meinem Freunde hier größere Freiheiten' herausnehmen, als ich."

„Das kann auch blos meine Schwester," sagte der Vicar. „Die Frauen sind überhaupt in dergleichen Dingen weit muthiger und entschlossener, als wir Männer."

Es dauerte nicht lange, so kam Lucy wieder zum

Vorschein und brachte Bob und eins der jüngern Kinder mit.

„Achte weiter nicht darauf, was er sagt," sagte sie zu dem Vicar, „sondern fahre, sobald Du die Kinder alle im Wagen hast, rasch von dannen. Sage Fanny, daß ich die sämmtlichen Kleider der Kinder, so weit ich sie habe ausfindig machen können, in den Korb gethan habe. Freilich sind es nur sehr wenige. Sie wird wohl einige bei den Nachbarn borgen müssen. Lenke den Wagen immer herum, Mark, damit Du schnell davonfahren kannst. Ich bringe Grace und die andere Kleine sogleich."

Und indem sie es ihrem Bruder überließ, Bob und seine kleine Schwester in den hintern Theil des Fuhrwerks zu packen, kehrte sie zu ihrer Aufgabe im Hause zurück. Sie hatte so eben einen Blick in Mistreß Crawley's Bett geworfen, ihr, als sie dieselbe wach fand, zugelächelt und zum Zeichen ihres beabsichtigten Verweilens ihr Bündel niedergelegt, worauf sie dann, ohne ein Wort zu sprechen, sich wieder ihrem Vorhaben in Bezug auf die Kinder zugewendet hatte.

Sie forderte Grace auf, ihr zu zeigen, wo sie die Gegenstände fände, die mit nach Framley genommen werden könnten, und nachdem sie den Kindern, so gut als sie konnte, das Schicksal erklärt, welches ihrer zunächst harrte, traf sie die fernerweiten Anstalten zu

ihrer Abreise, ohne darüber mit Mr. Crawley auch nur ein Wort zu sprechen.

Bob und das ältere der beiden kleinen Kinder wurden wohlbehalten in dem Hintertheil des Wagens untergebracht, wo sie sich placiren ließen, ohne ein Wort zu sagen. Sie machten große Augen und gafften den Decan an, der immer noch auf seinem Pferde saß. Den Befehlen, welche der Vicar ihnen ertheilte, gehorchten sie allerdings mit großer Verwunderung, aber nichtsdestoweniger ohne Widerrede.

„Nun, so komm, Grace, und mache geschwind," sagte Lucy, indem sie mit der ältesten Tochter und dem kleinsten der Kinder aus dem Hause trat. „Gieb auf die Kleine gut Acht, Grace, und bringe den Korb mit. Ich will Dir ihn geben, wenn Du eingestiegen bist."

Grace und das andere Kind wurden nun auf den andern Sitz gepackt und ein Korb mit Kinderwäsche dazwischen.

„So ist's gut, Mark. Leb' wohl. Sage Fanny, sie solle übermorgen schicken und nicht vergessen, was ich ihr gesagt habe. So lebt wohl, Kinder! Seid immer hübsch artig. — Uebermorgen sollt Ihr hören, wie es mit Mama geht," sagte Lucy, und Puck begann, durch die Stimme seines Herrn aufgefordert, sich in Bewegung zu setzen, als Mr. Crawley wieder an der Hausthür erschien.

„O, halt, halt!“ rief er. „Miß Robarts, Sie werden doch nicht —“

„Immer fahr' zu, Mark,“ rief Lucy, und Mark, welcher bei Mr. Crawley's Erscheinen unwillkürlich die Zügel angezogen, berührte nun das ungeduldige kleine Pferd mit seiner Peitsche, und der Wagen rollte mit seiner Ladung rasch davon, während Puck den Kopf schüttelte und einen fürchterlich schnellen, kurzen Trab einlegte, welcher Mr. Crawley sehr bald von seiner Familie trennte.

„Miß Robarts,“ begann Letzterer, „dieser Schritt ist geschehen, ohne daß ich auch nur im Mindesten —“

„Ja,“ sagte sie, ihn unterbrechend. „Mein Bruder mußte sich unverweilt auf den Rückweg machen. Die Kinder bleiben Alle zusammen im Pfarrhause, und ihre Mutter wird, glaube ich, damit ganz zufrieden sein.“

„Aber, meine werthe Miß Robarts, ich hatte durchaus nicht die Absicht, meine Kinder Jemanden anders aufzubürden. Sie müssen sofort wieder nach Hause zurückkehren, das heißt, sobald sie zurückgebracht werden können.“

„Nach meiner Ansicht hat Miß Robarts ihre Sache sehr gut gemacht,“ bemerkte der Decan. „Deiner Frau, lieber Crawley, muß es sehr trostreicher Gedanke sein, daß die Kinder nun außer Gefahr sind.“

„Und sie werden sich in dem Pfarrhause sehr wohl befinden," sagte Lucy.

„Daran zweifle ich durchaus nicht," sagte Mr. Crawley; „die Folge davon aber wird sein, daß es ihnen dann zu Hause nicht mehr gefällt, und es wäre mir sehr lieb, wenn man mich erst ordentlich um meine Meinung befragt hätte."

„Aber, Mr. Crawley, daß die Kinder nicht hier bleiben könnten, darüber waren wir ja schon einig, als ich das erste Mal hier war," sagte Lucy zu ihrer Vertheidigung.

„Ich kann mich nicht entsinnen, daß ich meine Zustimmung zu einer solchen Maßregel gegeben hätte, Miß Robarts. Heute Abend können die Kinder doch wohl nicht wieder zurückgebracht werden?"

„Nein, heute Abend nicht," antwortete Lucy. „Und nun will ich zu Ihrer Frau hineingehen."

Mit diesen Worten kehrte sie in das Haus zurück, und die beiden Männer blieben an der Thür. In diesem Augenblick kam ein Bauernknabe vorübergeschlendert, und der Decan ward, nachdem er ihn beauftragt, sein Pferd zu halten, in den Stand gesetzt, abzusteigen und sich zur Conversation mit seinem Freunde auf gleicheren Fuß zu stellen.

„Crawley," sagte er, indem er seine Hand liebreich auf die Schulter seines Freundes legte, während

sie Beide an den kleinen hölzernen Zaun vor der Thür gelehnt standen, „das ist wirklich ein gutes Mädchen — ein sehr gutes Mädchen."

„Ja," antwortete Crawley langsam, „sie meint es gut."

„Ja, aber sie meint es nicht blos gut, sondern sie handelt auch gut. Wie unvergleichlich war ihr jetziges Verfahren! Während ich noch nachdachte, wie ich möglicher Weise Deiner Frau in dieser Bedrängniß beistehen könnte —"

„Ich brauche keinen Beistand, wenigstens nicht von den Menschen," sagte Crawley bitterlich.

„O, mein Freund, bedenke, was Du sagst. Hast Du wohl jemals einen Menschen gekannt, welcher im Stande gewesen wäre, allein, ohne Beistand seiner Mitmenschen durch's Leben zu wandeln?'

Mr. Crawley gab keine sofortige Antwort, sondern legte die Arme auf den Rücken und ballte die Hände, wie er in der Regel that, wenn er allein einherging und an die Bitterkeit seines Schicksals dachte, und begann sich langsam die Straße entlang vor seinem Hause hin- und herzubewegen. Er forderte seinen Freund nicht auf, sich ihm auf diesem Spaziergange anzuschließen, aber es lag auch Nichts in seiner Art und Weise, was anzudeuten schien, daß er allein bleiben wollte.

Es war ein schöner Sommerabend zu jener herrlichen Zeit des Jahres, wo der Sommer eben erst aus dem Frühling hervorgegangen, wo er erst drei Tage alt ist, und wo die verschiedenen Schattirungen Grün, welche die Natur erzeugen kann, noch in ihrer makellosen Reinheit und Frische glänzen.

Die Apfelblüthen dufteten auf den Bäumen, und die Hecken waren schon dichtbelaubt. Der Kukuk ließ um fünf Uhr noch seinen melodischen Sommerruf mit unverminderter Energie ertönen, und selbst das gemeine Gras am Rande der Straße strömte balsamischen Wohlgeruch aus. Das Laubwerk der Eichen war vollständig, so daß jeder Zweig und Ast bekleidet war, aber die Blätter hingen noch nicht in schweren Massen herab, und die Biegung jedes Astes und die schlanke Krümmung jedes Zweiges war durch die hellgrüne Decke hindurch sichtbar.

Es giebt keine Zeit des Jahres, welche an Schönheit der ersten Woche des Sommers, und keine von der Natur erzeugte Farbe, nicht ein Mal das prachtvolle Farbenspiel des Herbstes, die dem Grün gleichkäme, welches die ersten warmen Sonnenstrahlen des Maimonats hervorrufen.

Hogglestock hat, wie schon früher erwähnt worden, in Bezug auf schöne Umgebungen nicht viel zu bieten, und das Haus des Geistlichen stand nicht auf einem

grünen, von der Heerstraße getrennten Abhang, mit einem von Gebüsch umgebenen Rasenplatz vor den Fenstern und der Aussicht auf den kleinen Kirchthurm. Es besaß Nichts von jener Schönheit, welche den traulichen Wohnungen unserer Seelenhirten in den ackerbautreibenden Districten Englands so gemeinsam zu sein pflegt. Das Pfarrhaus von Hogglestock stand kahl und öde dicht an der Landstraße, aber nichtsdestoweniger war seine Umgebung jetzt nicht ohne allen Reiz. Die Aepfelbäume waren mit Blüthen bedeckt, und die Hecken grünten. Die Drosseln sangen, und hier und da stand eine Eiche am Rande der Straße vollkommen in ihrer einsamen Schönheit.

„Laß uns einen kleinen Spaziergang machen," sagte der Decan. „Miß Lucy ist jetzt bei Deiner Frau, und Du wirst wohlthun, wenn Du sie einige Minuten lang mit einander allein lässest."

„Nein," sagte er, „ich muß wieder hinein. Ich kann diese junge Dame nicht meine Arbeit verrichten lassen."

„Halt, Crawley," sagte der Decan, indem er die Hand ausstreckte und seinen Freund festhielt. „Sie verrichtet ihre eigene Arbeit, und wenn Du von ihr mit Bezug auf irgend einen andern Haushalt als Deinen eigenen sprächest, so würdest Du dies selbst sagen. Ist es nicht ein Trost für Dich, zu wissen,

daß Deine Frau zu einer solchen Zeit wie die jetzige ein weibliches Wesen in ihrer Nähe hat, mit welchem sie sprechen kann, wie Frauen mit einander zu sprechen pflegen?"

„Dies sind Erleichterungen, die wir kein Recht haben, zu erwarten," entgegnete Mr. Crawley. „Ich hätte für meine arme Mary nicht viel thun können, aber was in der Macht und Fähigkeit eines Mannes gestanden hätte, daran hätte es nicht fehlen sollen."

„Davon bin ich überzeugt. Was ein Mann für sich allein thun kann, das würdest Du thun — Eins ausgenommen."

Und der Decan sah, indem er dies sagte, seinem Freund fest in die Augen.

„Und was wäre dies, was ich nicht thun würde?" fragte Crawley.

„Deinen Stolz opfern."

„Meinen Stolz?"

„Ja, Deinen Stolz."

„Ich habe seit langer Zeit sehr wenig Veranlassung gehabt, stolz zu sein. Arabin, Du weißt nicht, was für ein Leben mir beschieden gewesen ist. Wie soll ein Mann stolz sein, welcher —"

Und er stockte, weil er nicht die lange Reihe von Uebeln oder Beschwerden herzählen wollte, welche, wie er meinte, den Stolz bis auf den Keim in ihm ausge-

rottet hatten. „Nein, ich wünschte, ich könnte stolz sein, aber die Welt ist zu feindselig gegen mich gewesen, und ich habe Stolz und Alles dergleichen schon längst vergessen."

„Seit wann kennen wir uns, Crawley?"

„Seit wann? Ach, mein Himmel, ich glaube, beinahe so lange, als wir überhaupt denken können."

„Und wir waren früher ein Mal wie Brüder."

„Ja, aber damals waren wir auch gleich wie Brüder — in unseren Vermögensumständen, unseren Geschmacksrichtungen und unserer Lebensweise."

„Und dennoch mißgönnst Du mir die Freude, die Hand in die Tasche zu stecken und dem Mangel, der Dich und die Deinigen so unverdient getroffen, abzuhelfen."

„Ich mag von keines Menschen Mildthätigkeit leben," sagte Crawley mit einer Schroffheit, die fast an den Ausdruck von Zorn streifte.

„Und ist das nicht Stolz?"

„Nein, doch ja, es ist eine Art Stolz, aber nicht der Stolz, von welchem Du sprachst. Der Mensch kann nicht ehrlich sein, wenn er nicht einen gewissen Stolz hat. Du selbst — würdest Du nicht lieber verhungern, als zum Bettler werden?"

„Lieber wollte ich betteln gehen, als mein Weib verschmachten sehen," antwortete Arabin.

Crawley drehte sich, als er diese Worte hörte, herum und stand dann mit dem Rücken dem Decan zugewendet und die Augen auf den Boden heftend da.

„Aber in dem vorliegenden Falle ist von Betteln keine Rede," fuhr der Decan fort. „Ich wünsche von dem Ueberfluß, welchen es Gott gefallen hat, mir zur Verfügung zu stellen, dem Mangel Derer abzuhelfen, welche ich liebe."

„Mein Weib verschmachtet nicht," sagte Cramley in einem Tone, der noch sehr bitter klang, obschon auch zugleich der Ausdruck der Entschuldigung darin lag.

„Nein, lieber Freund, das weiß ich wohl, und Du darfst mir nicht zürnen, weil ich die Sache mit den stärksten Ausdrücken dargestellt habe, die mir zu Gebote standen."

„Du, Arabin, betrachtest die Sache blos von einer Seite, während ich sie nur von der andern sehen kann. Geben ist sehr süß, dies bezweifle ich nicht, Nehmen aber ist sehr bitter. Geschenktes Brod würgt in der Kehle, vergiftet das Blut und sitzt auf dem Herzen wie Blei. Du hast es nie versucht."

„Aber Das ist eben der Fehler, wegen dessen ich Dich tadle. Dies ist der Stolz, von dem ich sage, daß Du ihn opfern mußt."

„Und warum soll ich dies? Ist der Arbeiter nicht seines Lohnes werth? Bin ich nicht im Stande

und willig, zu arbeiten? Habe ich nicht stets das Meine gethan, und soll ich mich nun mit den Brosamen aus der Küche des Reichen begnügen? Arabin, früher standen wir auf einer und derselben Stufe, und damals waren wir Freunde; wir verstanden Einer des Andern Gedanken und Kümmernisse. Jetzt aber kann dies nicht mehr so sein."

„Wenn eine solche Unfähigkeit wirklich vorhanden ist, so findet sie sich nur auf Deiner Seite."

„Das liegt in der Natur der Sache, weil der Schmerz auch nur auf meiner Seite sein würde. Du würdest keinen Anstoß daran nehmen, mich mit zerrissenen Schuhen und fadenscheinigem Rock an Deinem Tisch zu sehen. So niedrig denke ich von Dir nicht. Du würdest mich gern bewirthen, und wenn ich auch nicht zum zehnten Theil so gut gekleidet wäre, wie der Diener hinter Deinem Stuhl. Aber mich würde es schmerzen, zu wissen, daß ich von Leuten angegafft würde, welche mich für einen Menschen hielten, der eigentlich nicht das Recht habe, in Deinen Zimmern zu sitzen."

„Das ist eben der Stolz, von welchem ich spreche — falscher Stolz."

„Nenn' es so, wenn Du willst, aber all' Dein Predigen kann hierin keine Aenderung machen, Arabin. Es ist dies ja das Einzige, was mir von meiner

Manneswürde übrig geblieben ist. Das arme gebrochene Rohr, welches krank da drinnen liegt — die arme Unglückliche, welche die Mutter meiner Kinder, die Theilhaberin meines Kummers und das Weib meines Herzens ist — selbst sie kann mich in dieser Beziehung nicht ändern, und wenn sie auch ihre ganze Beredtsamkeit aufböte. Nicht ein Mal um ihretwillen werde ich die Hand nach einem Almosen ausstrecken."

Die beiden Freunde hatten sich jetzt wieder der Thür des Hauses genähert, und Mr. Crawley machte, kaum selbst wissend, was er that, Miene, hineinzugehen."

„Wird Deine Frau im Stande sein, mich zu sprechen, wenn ich hineinkomme?" fragte der Decan.

„Ach nein! Geh lieber nicht hinein," sagte Mr. Crawley. „Du könntest angesteckt werden."

„O das fürchte ich nicht im Mindesten," sagte der Decan.

„Aber es ist sicherlich besser, wenn Du nicht hineingehst. Das Zimmer der Kranken ist sicherlich nicht in dem Zustande, um Besuch zu empfangen, und wer weiß, ob nicht schon das ganze Haus inficirt ist."

Doctor Arabin war, ehe Mr. Crawley ausgeredet hatte, schon im Wohnzimmer; da er aber sah, wie viel seinem Freunde daran lag, daß er nicht weiter ginge, so beharrte er nicht auf seinem Wunsche.

„Es wird uns jedenfalls ein Trost sein, zu wissen," sagte er, „daß Miß Robart bei ihr ist."

„Die junge Dame ist sehr gut — sehr gut in der That," sagte Crawley, „aber ich hoffe, daß sie morgen wieder nach Hause zurückkehren werde. Es ist unmöglich, daß sie in einem so armseligen Hause bleibe, wie das meinige ist. Von allen den Dingen, die sie wahrscheinlich bedarf, wird sie hier Nichts finden."

Der Decan meinte, Lucy Robart's Bedürfnisse während ihrer gegenwärtigen Beschäftigung als Krankenwärterin würden nicht so zahlreich sein, daß ihr fortgesetzter Aufenthalt in Mr. Crawley's Krankenzimmer unmöglich gemacht würde, und nahm daher Abschied mit der wohlthuenden Ueberzeugung, daß die arme Frau nicht gänzlich der etwas ungeschickten Pflege ihres Gatten überlassen sein würde.

Viertes Kapitel.

Mr. Sowerby ohne Gesellschaft.

In West=Barsetshire gingen mittlerweile wunderbare Dinge vor, und die Gemüther der Menschen waren in großer Aufregung.

Der Machtspruch war geschehen, und die Königin hatte ihr treues Haus der Gemeinen aufgelöst.

Die Riesen, welche fanden, daß sie mit dem alten Haus wenig oder Nichts ausrichten könnten, hatten beschlossen, zu versuchen, was ein neues Wagniß für sie thun würde, und der Tumult einer allgemeinen Wahl sollte das Land erfüllen.

Dies erzeugte nicht wenig Aufregung und Gereiztheit, denn das Unterhaus war noch nicht ganz drei Jahre alt, und Parlamentsmitglieder sind, obschon

sie ganz natürlich ein nur constitutionelles Vergnügen daran finden, ihren Freunden zu begegnen und ihren Constituenten die Hand zu drücken, doch nichtsdesto= weniger mit den niedrigeren Gattungen der Menschheit insofern verwandt, daß sie die Gefahr, ihre Plätze zu verlieren, zu würdigen wissen, und die Gewißheit eines bedeutenden Aufwandes bei ihren Bemühungen, sie zu behalten, ist dem legislativen Gemüth' eben so unan= genehm, wie jedem andern.

Niemals ras'te der alte Familienzwist zwischen den Göttern und den Riesen gewaltiger, als in dem gegenwärtigen Augenblick.

Diese Riesen behaupteten, Alles, was sie zum Besten des Landes zu thun versucht, sei durch den Parteigeist und trotz der wohlwollenden Versicherungen vereitelt worden, welche ihre Gegner ihnen vor nur erst wenigen Wochen gegeben, und die Götter antwor= teten, indem sie versicherten, sie seien zu dieser Oppo= sition nur durch die böotische Verblendung der Riesen getrieben worden.

Allerdings hätten sie ihren Beistand versprochen und wären auch bereit, denselben klugen und ange= messenen Maßregeln fortwährend angedeihen zu lassen, aber nicht einer Bill, durch welche die Regierung in den Stand gesetzt würde, bejahrte Bischöfe nach Belie= ben zu pensioniren.

Nein, auch die Toleranz hätte ihre Grenzen, meinten sie, und wenn dergleichen Versuche gemacht würden, so habe man diese Grenze augenscheinlich überschritten.

Alles dies hatte nur wenige Tage nach dem zufälligen Geflüster stattgefunden, welches Tom Towers in Miß Dunstable's Abendgesellschaft fallen gelassen.

Das Geflüster war aber zu einem Gerücht, und das Gerücht zu einer Thatsache angewachsen, und die politische Welt war in großer Gährung. Die über das Schicksal ihrer Pensionirungsbill wüthenden Riesen bedrohten höchst unklugerweise das Haus, und es war nun schön, zu sehen, wie entrüstete Mitglieder von Ehrlichkeit glühend aufstanden und erklärten, es sei niedrig, zu glauben, daß irgend ein Gentleman in diesem Hause bei seiner Abstimmung durch Hoffnungen oder Befürchtungen in Bezug auf seinen Sitz bestimmt werden könnte.

Und so gestalteten sich die Dinge immer schlimmer, uud die streitenden Parteien hatten einander noch nie mit giftigerer Wuth bekämpft, als sie jetzt thaten, nachdem sie gleichwohl die Arena so kürzlich erst mit so mannichfachen Versprechungen von Achtung, Wohlwollen und Nachsicht betreten hatten.

Von dem Allgemeinen auf das Besondere übergehend, müssen wir sagen, daß nirgends eine gewal-

tigere Bestürzung herrschte, als in dem Wahlbezirk von West=Barsetshire.

Nicht sobald hatte die Nachricht von der Auf=lösung die Grafschaft erreicht, als auch schon bekannt ward, daß der Herzog die Absicht habe, einen andern Candidaten aufzustellen.

Mr. Sowerby hatte diesen Wahlbezirk nun seit der Reformbill vertreten. Er war gewissermaßen eine der Grafschafts=Institutionen geworden und hatte sich in Folge der Gewohnheit und des langen Herkommens, trotz seiner wohlbekannten pecuniären Unregelmäßig=keiten, der Nachsicht und selbst des Wohlwollens der tonangebenden Gutsbesitzer in der Grafschaft zu er=freuen gehabt.

Nun aber sollte alles Dies anders werden. Ein Grund war noch nicht öffentlich angegeben worden, aber man hörte, daß Lord Dumbello zum neuen Ver=treter des Bezirks gewählt werden solle, obschon er in der Grafschaft auch nicht einen einzigen Acker Land besaß. Allerdings erzählte das Gerücht ferner, Lord Dumbello stände im Begriff, in enge Beziehungen zu Barsetshire zu treten. Er wollte nämlich eine junge Dame heirathen, die allerdings dem andern Bezirk an=gehörte, und war, wie man sagte, beschäftigt, Arrange=ments mit der Regierung wegen Ankaufs jenes schö=nen Kroneigenthums zu treffen, welches gewöhnlich

unter dem Namen des Reviers von Chaldicotes bekannt war.

Eben so wollte man wissen — obschon man sich dies erst blos vertraulich zuflüsterte — daß Chaldicotes House selbst bald die Wohnung des Lord Dumbello werden würde. Der Herzog betrachtete das Besitzthum als das seinige — die Durchführung dieser Ansprüche und Besitzergreifung stand nahe bevor — und dann sollte in Folge eines Privatarrangements das Besitzthum an Lord Dumbello überwiesen werden.

Im Gegensatz zu diesen Gerüchten verbreiteten sich aber auch ganz andere.

Die Leute — nämlich die, welche es wagten, dem Herzog Opposition zu machen, so wie auch einige Wenige, welche, als der Tag des Kampfes kam, dies nicht wagten — behaupteten, es stehe nicht in der Macht des Herzogs, Lord Dumbello in einen Magnaten von Barsetshire zu verwandeln.

Das Kroneigenthum — sagten diese Leute — werde in die Hände des jungen Mr. Gresham von Boxall Hill in dem andern Wahlbezirk fallen, und die Bedingungen des Kaufes seien bereits festgestellt.

Was Mr. Sowerby's Besitzthum und das Haus Chaldicotes beträfe — behaupteten diese Opponenten des Omnium-Interesse weiter — so sei es noch keineswegs so gewiß, daß der Herzog im Stande sein werde,

Besitz davon zu ergreifen. Man war nicht gesonnen, seinen Forderungen in aller Ruhe nachzugeben. Es sollte ein großer Kampf stattfinden, und man begann zu glauben, daß die ungeheuren Hypotheken durch eine Dame von unermeßlichem Reichthum abbezahlt werden würden.

Auch fehlte es nicht an einer gewissen Beimischung von Romantik, um diese Geschichten schmackhaft zu machen.

Mr. Sowerby hatte dieser Dame von unermeßlichem Reichthum den Hof gemacht, sie hatte ihre Liebe gestanden, sich aber wegen seines Rufes geweigert, ihn zu heirathen. Zum Beweis ihrer Liebe aber stand sie nun im Begriff, alle seine Schulden zu bezahlen.

Auch ward es in der That sehr bald offenkundig, daß Mr. Sowerby nicht gesonnen war, sich den Befehlen des Herzogs gemäß aus der Grafschaft zu entfernen. In dem ganzen Wahlbezirk ward ein Placat angeschlagen, in welchem allerdings keine namentliche Hindeutung auf den Herzog gemacht ward, worin aber Mr. Sowerby seine Freunde aufforderte, sich nicht durch das Gerücht täuschen zu lassen, daß er die Absicht habe, nicht wieder als Parlamentscandidat für Barsetshire aufzutreten.

Er hätte, hieß es in diesem Placat, ein volles Vierteljahrhundert lang eine und dieselbe Grafschaft

repräsentirt und sei nicht gemeint, ohne Weiteres auf eine Ehre zu verzichten, die ihm so oft erzeigt worden und welche er so hoch zu schätzen wisse. Es säßen jetzt nur wenig Mitglieder im Parlament, deren Verbindung mit einer und derselben Wahlcorporation so lange ununterbrochen geblieben, wie die, welche ihn an West-Barsetshire gefesselt, und er hoffe zuversichtlich, daß diese Verbindung noch eine Reihe von Jahren fortdauern werde, bis er sich in die ruhmvolle Stellung versetzt sähe, Senior sämmtlicher Mitglieder des Unterhauses zu sein.

Das Placat sagte noch weit mehr als dies, und deutete auf verschiedene Fragen hin, welche für den Wahlbezirk alle von großem Interesse waren, aber es sagte nicht ein einziges Wort von dem Herzog von Omnium, obschon Jedermann wußte, mit welchen Plänen der Herzog angeblich umging.

Er war gleichsam ein großer, in ein Allerheiligstes eingeschlossener, unsichtbarer, unergründlicher, unerbittlicher Dalai-Lama — für menschliche Augen nicht zu sehen und für menschliche Ohren nicht zu hören, und zu Zeiten, wie diese, von gewöhnlichen Menschen kaum ohne inneres Beben zu nennen.

Nichtsdestoweniger aber war er es, von welchem man glaubte, er herrsche.

Das Herkommen verlangte, daß sein Name in

keiner öffentlichen Versammlung mit Hindeutung auf die bevorstehende Wahl genannt würde, nichtsdestoweiger aber gab es nicht Wenige, welche glaubten, er könne, wenn es ihm sonst beliebe, seinen Hund als Parlamentsmitglied für West-Barsetshire in's Unterhaus schicken.

Man war daher fast überall der Meinung, daß unser Freund Sowerby keine Aussicht auf Erfolg habe, dennoch aber gelang es ihm, Beistand von einer Seite her zu finden, von welcher er ihn sicherlich nicht verdient hatte.

Er war während seines ganzen politischen Lebens ein unerschütterlicher Freund der Götter gewesen, wie dies auch nicht anders zu erwarten stand, da er ja dem Interesse des Herzogs gehuldigt hatte, nichtsdestoweniger aber kamen bei der gegenwärtigen Gelegenheit alle mit diesem Wahlbezirk in Verbindung stehende Riesen zu seiner Rettung herbei.

Sie thaten dies nicht in der eingestandenen Absicht, dem Herzog zu opponiren; sie erklärten vielmehr, daß sie es edelmüthigerweise nicht über sich gewinnen könnten, ein altes Parlamentsmitglied seines Sitzes beraubt zu sehen. Die Welt wußte aber recht wohl, daß der Kampf dem großen Dalai-Lama galt. Es sollte ein Kampf sein zwischen den Mächten der Aristokratie und den Mächten der Oligarchie, so wie diese

Mächte in West=Barsetshire existirten, und wir können hinzufügen, daß die Demokratie nach der einen wie nach der andern Seite sehr wenig dazu gesagt haben würde.

Die unteren Classen von Wählern, die kleinen Landwirthe und Gewerbsleute, stellten sich ohne Zweifel auf die Seite des Herzogs und suchten sich zu schmeicheln, daß sie dadurch die Absichten der liberalen Partei förderten, wurden aber in der That durch eine altväterische, von der Zeit geheiligte Anhänglichkeit an den Willen ihres großen Dalai=Lama und durch die Furcht vor Dem, was geschehen könnte, wenn dieser Dalai=Lama aufstände und sich in seinem Zorne schüttelte, zur Wahlurne geführt.

Was sollte aus der Grafschaft werden, wenn er mit seinen Trabanten und Armeeen von Höflingen seiner Wege ging? Jetzt war er da, der große Dalai=Lama, und obschon er nur selten unter sie kam und auch dann kaum sichtbar war, so ward doch Gehorsam gegen ihn als heilsam, und Opposition als gefährlich betrachtet.

Der Priester des Tempels aber, Mr. Fothergill, zeigte sich den Augen der Menschen sehr oft sichtbar, und es war schön, zu hören, mit wie mannichfachen Modulationen seiner Stimme er auf die Dinge, die

ihn umgaben, und auf die bevorstehenden Aenderungen hindeutete.

Zu den kleinen Pächtern, nicht blos zu den zu Gatherum gehörigen, sondern auch zu andern, sprach er von dem Herzog, wie von einem wohlthätigen Einfluß, der Gedeihen um sich her verbreite, durch seine Gegenwart die Getreidepreise auf ihrer Höhe hielte und durch die allgemeine Beschäftigung, die er veranlaßte, die Armensteuer nicht über einen Schilling und vier Pence auf's Pfund steigen ließe. Wer vorsätzlich dem Herzog Trotz böte, sagte er, müsse geradezu von Sinnen sein.

Den ferner wohnenden Gutsbesitzern sagte er, Niemand habe ein Recht, den Herzog unberufener Einmischung zu beschuldigen — wenigstens nicht in so weit, als er die Gesinnung des Herzogs kenne. Die Leute sprächen fortwährend von Dingen, wovon sie Nichts verständen.

Alles Dies änderte allerdings nicht die feststehende Ueberzeugung in den Gemüthern der Einzelnen, aber es äußerte dennoch seine Wirkung und trug dazu bei, das geheimnißvolle Dunkel zu vermehren, in welches das Thun und Treiben des Herzogs gehüllt war.

Seinen eigenen Vertrauten aber, den in der Nähe wohnenden Gutsbesitzern, blinzelte Mr. Fothergill blos mit den Augen zu. Diese wußten, wie die

Sache eigentlich stand, und er wußte es auch. Der Herzog hatte in solchen Dingen bis jetzt noch nie den Kürzern gezogen, und Mr. Fothergill glaubte nicht, daß es jetzt anders kommen könne.

Ich habe niemals erfahren, wie und nach welchem Verhältniß Mr. Fothergill für die verschiedenen Dienste, die er in Bezug auf das Besitzthum des Herzogs in Barsetshire leistete, belohnt ward, aber überzeugt bin ich, daß er, wie groß dieser Lohn auch sein mochte, denselben redlich verdiente. Nie gab es einen treueren Parteigänger oder Einen, der in dieser Eigenschaft umsichtiger und verschwiegener gewesen wäre.

In Bezug auf die bevorstehende Wahl erklärte er, daß er selbst — das heißt für seine eigene Person — sich eifrig zu Gunsten des Lord Dumbello bemühen werde. Mr. Sowerby sei allerdings ein alter Freund von ihm und ein ganz guter Kerl. Dies sei wahr. Die ganze Welt aber müsse zugeben, daß Sowerby jetzt nicht mehr in der Lage sei, in welcher ein Parlamentsmitglied sich befinden müsse. Er sei ein ruinirter Mann, und es würde gegen seinen eigenen Vortheil sein, wenn man ihn in einer Stellung erhalten wolle, die nur für einen wohlhabenden Mann tauge.

Er, Fothergill, wisse, daß Mr. Sowerby allen Rechten und Ansprüchen auf Chaldicotes entsagen müsse, und wenn dem so wäre, was könne dann ab=

geschmackter sein, als zu behaupten, daß er noch Rechte und Ansprüche auf den Sitz im Parlamente habe?

Was Lord Dumbello beträfe, so sei es wahrscheinlich, daß er bald einer der bedeutendsten Grundstücksbesitzer in der Grafschaft werden würde, und wer könne sich dann besser zum Vertreter derselben eignen, als er?

Es war um diese Zeit, als Mr. Sowerby aus London auf seinem Landsitze ankam — denn dem Namen nach war es immer noch sein Haus; er kam aber in aller Stille, und seine Ankunft ward kaum in seinem eigenen Dorfe bekannt.

Obschon sein Placat weit und breit angeschlagen war, so that er doch keine persönlichen Schritte in Bezug auf seine Wahl, wenigstens bis jetzt noch nicht.

Der Schutz gegen Schuldarrest, den er in seiner Eigenschaft als Parlamentsmitglied genoß, ging bald zu Ende, und die bittersten Widersacher des Herzogs versicherten, daß Schritte gethan würden, ihn zu verhaften, sobald er den Trabanten des Gesetzes hinreichende Gelegenheit dazu gäbe. Daß er in diesem Falle wirklich verhaftet werden würde, war sehr wahrscheinlich, nicht wahrscheinlich aber war, daß dies auf Antrieb des Herzogs geschehen würde.

Mr. Fotherzill erklärte, daß er eine solche Behauptung mit Entrüstung zurückweise, dabei aber war

ex ein zu kluger Mann, als daß er über irgend Etwas in allzu große Entrüstung hätte gerathen können, und er verstand Beschuldigungen, welche über das Ziel hinausschossen, zu seinem Nutzen auszubeuten.

Mr. Sowerby kam, wie gesagt, in aller Stille in Chaldicotes an und blieb hier einige Tage ganz allein. Das Haus bot jetzt einen ganz andern Anblick dar, als da Mark Robarts, wie wir auf den ersten Seiten dieser kleinen Erzählung beschrieben, hier vorgefahren kam.

Jetzt sah man keine erleuchteten Fenster, und keine Stimmen ließen sich in den Ställen hören, kein Hund bellte und Alles war todt und stumm, wie das Grab.

Während des größern Theils dieser beiden Tage saß er beinahe unbeschäftigt allein im Hause. Er öffnete nicht ein Mal seine Briefe, welche in Stößen auf einem Tische des kleinen Frühstückszimmers lagen, in welchem er saß; denn die Briefe solcher Leute kommen in Stößen, und es sind nur wenige darunter, die eine angenehme Lectüre gewährten.

So saß er da, mit Gedanken beschäftigt, die traurig genug waren. Dann und wann stand er auf und ging im Hause hin und her, und setzte sich dann wieder, um abermals die Lage zu überdenken, in welche er sich versetzt.

Was war er wohl noch vor den Augen der Welt, wenn er aufhörte, Besitzer von Chaldicotes und Vertreter seines Wahlbezirks im Parlament zu sein?

Er hatte stets vor der Welt gelebt, und obwohl stets mit Schwierigkeiten kämpfend, war er doch durch die Aufregung einer hervorragenden Stellung aufrecht erhalten und getröstet worden. Seine Schulden und andere Lasten waren bis jetzt erträglich gewesen, und er hatte sie mit Bequemlichkeit getragen, so lange er fast die Ueberzeugung gehegt, daß sie niemals unerträglich werden würden. Aber jetzt!

Die Kündigung der auf seinem Besitzthum haftenden Hypotheken war erfolgt, und die Harpyen des Gesetzes entschädigten sich durch die Eile, womit sie ihre Krallen in den Leichnam seines Besitzthums schlugen, für das Zögern, womit sie bis jetzt gezwungen gewesen, sich ihrer Beute zu nähern.

Die Ausschreibung der neuen Wahl war ebenfalls erfolgt. Jenes Placat war durch die vereinten Bemühungen Miß Dunstable's, seiner Schwester und eines gewissen wohlbekannten Wahlagenten, Namens Closerstill, zu Stande gekommen, von dem man glaubte, er sei für das Interesse der Riesen thätig. Der arme Sowerby selbst hatte jedoch nur wenig Vertrauen zu dem Placat. Niemand wußte besser, als er wie groß die Macht des Herzogs war.

Er hatte daher keine Hoffnung mehr, als er so in den leeren Zimmern umherwandelte, an sein vergangenes Leben und das, welches ihm nun bevorstand, dachte. Wäre der Tod nicht besser für ihn gewesen, da er ja jetzt ein Mal für Alles absterben mußte, was die Welt angenehm gemacht hatte?

Wir sehen und hören von solchen Leuten, wie Mr. Sowerby, und sind geneigt, zu glauben, daß sie Alles genießen, was die Welt geben kann, und daß sie dies genießen, ohne mit Arbeit oder Sorgen dafür zu bezahlen. Ich glaube aber, daß selbst bei den Verstocktesten häufig Augenblicke kommen, wo sie sich sehr elend fühlen. Lachs und Lammfleisch im Februar und grüne Erbsen und neue Kartoffeln im März können den Menschen nicht glücklich machen, selbst wenn er nicht dafür bezahlt, und die Ueberzeugung, daß man von der zwar hinkenden, aber sichern Nemesis verfolgt wird, muß zuweilen unruhige Nächte bereiten.

Mr. Sowerby fühlte, daß seine Nemesis ihn ereilt hatte. So lahm sie auch gewesen und so geschwind er auch gelaufen war, so hatte sie ihn endlich doch gepackt, und es blieb ihm weiter Nichts übrig, als das Triumphgeheul anzuhören, welches beim Anblick seines Todeskampfes erhoben ward.

Es war ein schauerlicher Ort jetzt, dieses große öde Haus Chaldicotes, und obschon die Wälder in

ihrem ersten Laub= und die Gärten in ihrem schönsten Blumenschmuck prangten, so waren sie doch ebenfalls öd' und schauerlich. Die Rasenplätze waren vernachläßigt, und Unkraut wuchs durch den Kies hindurch.

Hier und da lag eine von ihrem Piedestal herabgestürzte Dryade im Grase und gab der ganzen Umgebung den Ausdruck der Verwilderung. Die hölzernen Spaliere waren zerbrochen und verbogen, die Rosenbäume ließen ihre Gipfel bis auf den Boden herabhängen, und das dürre Laub des Winters lag noch in den Gängen.

Spät am Abend des zweiten Tages schlenderte Mr. Sowerby hinaus und ging durch die Gärten in den Wald. Von allen leblosen Dingen der Welt war dieser Wald von Chaldicotes ihm das theuerste. Er war nicht der Mann, dem seine Bekannten viel Poesie zutrauten, aber hier, in dem Forst, waren seine Gedanken in der That fast poetisch.

Während er unter den Bäumen umherwanderte, war er für das weichere Gefühl der menschlichen Natur empfänglich. Er lauschte dem Gesang der Vögel und pflückte hier und da eine wilde Blume, die ihm im Wege stand. Er betrachtete den Verfall der alten Bäume und das Wachsthum der jungen, und sah, wie sich ihm bei jeder Biegung im Walde ein neues Gemälde darbot. Er bemerkte die Farbe einer Straßen=

strecke, wo dieselbe in ein kleines Thal hinabtauchte und dann, durch einen Bach hindurchführend, braun, rauh, unregelmäßig und schön an dem jenseitigen Ufer heraufstieg.

Und dann setzte er sich und dachte an seine alte Familie, wie Vater, Sohn und Enkel in regelmäßiger Aufeinanderfolge seit undenklichen Zeiten in diesen Wäldern von Chaldicotes umhergeschweift, und Jeder das Erbtheil ohne Verminderung seinem Nachfolger hinterlassen.

So saß er da, und als er an alles Dies dachte, wünschte er fast, daß er niemals geboren worden.

Es war finstere Nacht, als er nach Hause zurückkehrte, und indem er dies that, beschloß er, den Ort ganz zu verlassen und den Kampf als verloren aufzugeben.

Der Herzog sollte das Besitzthum nehmen und damit machen, was ihm beliebe, und was den Sitz im Parlament betraf, so konnte Lord Dumbello oder irgend ein anderer eben so begabter Patrizier denselben einnehmen. Er wollte von dem Schauplatz verschwinden, sich in ein fremdes Land begeben, ohne wieder Etwas von sich sehen oder hören zu lassen, und dort — sterben.

Dies waren jetzt seine künftigen Aussichten in die Welt, und dennoch wußte er, was Gesundheit und alle

physischen Eigenschaften betraf, daß er noch in der Blüthe seines Lebens stand.

Ja, in der Blüthe seines Lebens. Aber was konnte er mit Dem, was ihm von dieser Blüthe übrig blieb, thun? Wie konnte er seine Geistes- oder Körperkräfte auf eine für ihn nutzenbringende Weise verwerthen? Wie konnte er in seiner gänzlichen Mittellosigkeit sich auch nur ein Stück trockenes Brod verdienen? War es nicht besser für ihn, wenn er starb?

Begehre ja Niemand das Loos eines Verschwenders, obschon die Tage seiner grünen Erbsen und seines Champagners ungezählt zu sein scheinen; denn die hinkende Nemesis wird ihn sicherlich eingeholt haben, ehe noch das Stück vollständig ausgespielt ist.

Als Mr. Sowerby sein Haus erreichte, fand er, daß in seiner Abwesenheit eine telegraphische Depesche an ihn eingegangen war. Sie kam von seiner Schwester und meldete ihm, daß sie noch diese Nacht bei ihm eintreffen würde. Sie kam mit dem Postzuge von London, hatte wegen Postpferden nach Barchester telegraphiren lassen und gedachte gegen zwei Uhr nach Mitternacht in Chaldicotes zu sein.

Aus allem Diesem ging hervor, daß die Veranlassung zu dieser Reise eine sehr wichtige sein mußte.

Schlag zwei Uhr fuhr die Postchaise von Bar-

chester wirklich vor, und Mistreß Harold Smith hatte, ehe sie sich zu Bett legte, mit ihrem Bruder eine Unterredung, die ungefähr eine Stunde dauerte.

„Nun," sagte sie am folgenden Morgen, als sie mit einander am Frühstückstische saßen, „was sagst Du nun dazu? Wenn Du ihr Anerbieten annimmst, so mußt Du heute Nachmittag mit ihrem Anwalt sprechen."

„Ich glaube, ich muß es annehmen," sagte Mr. Sowerby.

„Das ist auch meine Meinung. Allerdings wird Dir das Besitzthum eben so vollständig aus den Händen genommen, als ob der Herzog es hätte, wenigstens aber behältst Du doch das Haus, so lange Du lebst."

„Was nützt mir aber das Haus, wenn ich es nicht führen kann?"

„Nun, das weiß ich doch nicht. Sie wird nicht mehr verlangen, als ihre bestimmten Zinsen, und da das Besitzthum zweckmäßig bewirthschaftet werden wird, so sollte ich meinen, es müßte noch Etwas übrig bleiben — wenigstens genug, um das Haus zu führen. Uebrigens weißt Du doch auch selbst, daß wir einen Wohnsitz in der Provinz haben müssen."

„Ich gestehe Dir aber offen, Harriet, daß ich in Geldgeschäften Nichts wieder mit Harold zu thun haben mag."

„Warum gingst Du auch zu ihm? Warum kamst Du nicht zu mir? Und dann, Nathanael, ist dies ja der einzige Weg, auf welchem Du Aussicht hast, Deinen Sitz im Parlament zu behalten. Sie ist das seltsamste Weib, welches ich jemals kennen gelernt, aber sie scheint sich ein Mal vorgenommen zu haben, den Herzog aus dem Felde zu schlagen."

„Ich verstehe das nicht recht, aber ich habe durchaus Nichts dagegen."

„Sie glaubt, er wolle die von dem jungen Gresham beabsichtigte Erwerbung des Kroneigenthums hintertreiben. Ich hätte nicht geahnt, daß sie in Geschäftssachen so gut bewandert ist. Als ich ihr die Sache vortrug, besprach sie dieselbe wie der beste Jurist und schien Das, was wegen der andern Angelegenheit vorgegangen war, gänzlich vergessen zu haben."

„Ich wollte, ich könnte es auch vergessen," sagte Mr. Sowerby.

„Ich glaube wirklich, sie hat es vergessen. Als ich eine Hindeutung darauf machen mußte — wenigstens fühlte ich mich dazu verpflichtet, und dann that es mir leid, daß ich es gethan — lachte sie blos — laut und schallend, wie sie alle Mal zu lachen pflegt, und fuhr dann fort, weiter über unsere Geschäftsangelegenheit zu sprechen. Sie erklärte sich bereit, alle Kosten der Wahl zu der von ihr vorzustreckenden Summe

zuschlagen und Dir das Haus zinsfrei zu überlassen. Wenn Du Grundbesitz in der Umgebung des Hauses haben willst, so mußt Du ihn nach dem Acker bezahlen, wie die Pächter thun. Alles Dies setzte sie mit einer Klarheit auseinander, als ob sie ihr ganzes Leben in dem Bureau eines Anwalts zugebracht hätte."

Meine Leser werden nun so ziemlich verstehen, welchen letzten Schritt diese vortreffliche Schwester, Mistreß Harold Smith, zu Gunsten ihres Bruders gethan, und werden daher nicht überrascht sein, zu erfahren, daß Mr. Sowerby noch im Laufe dieses Tages nach London zurückeilte und sich mit Miß Dunstable's Anwalt in Mittheilung setzte.

Fünftes Kapitel.

Miß Dunstable in Boxall Hill.

Ich beabsichtige nun, einen neuen Landsitz in Barsetshire zu besuchen, bei dieser Gelegenheit aber werden wir in dem östlichen Bezirk verweilen, wo, wie in jeder andern Grafschaft in England, die Wahlangelegenheit in dem gegenwärtigen Augenblick die allgemeine Aufmerksamkeit fast ausschließlich in Anspruch nimmt.

Es ist bereits erwähnt worden, daß Mr. Gresham jun., der junge Frank Gresham, wie er gewöhnlich genannt ward, an einem Orte lebte, welcher Boxall Hill hieß. Dieses Besitzthum war seiner Gattin durch Erbschaft zugefallen, und er ließ sich hier nieder, während sein Vater noch den Familiensitz der Greshams in Greshamsbury behauptete.

In dem gegenwärtigen Angenblick verweilte Miß Dunstable bei Mistreß Frank Gresham in Boxall Hill.

Sie hatte London verlassen, wie überhaupt zum Entsetzen und Schrecken der Gewerbsleute von London alle Welt gethan hatte.

Die Auflösung des Parlaments ruinirte Jeder=mann mit Ausnahme der Schenkwirthe in der Provinz, und hatte natürlich unter andern Dingen auch die Sai=son in London vernichtet.

Mistreß Harold Smith hatte Miß Dunstable mit genauer Noth noch erhascht, ehe dieselbe London ver=ließ, und die große Erbin hatte sofort ihre Geschäfts=agenten gesprochen und sie instruirt, wie sie in Bezug auf die Hypotheken von Chaldicotes zu verfahren hätten.

Miß Dunstable hatte die Gewohnheit, von sich und ihren Geldangelegenheiten zu sprechen, als ob ihr selbst nur selten erlaubt wäre, sich in die Behandlung derselben zu mischen.

Dies war aber einer jener kleinen Späße, welche sie sich zu gestatten pflegte, denn nur wenig Frauen und vielleicht nicht viele Männer besitzen eine gründ=lichere Kenntniß ihrer eigenen Angelegenheiten, oder eine mächtigere Stimme in der Führung derselben, als Miß Dunstable besaß.

Verschiedene Umstände hatten sie in der letzten Zeit sehr oft nach Barsetshire geführt, und sie war hier zu

mehreren Personen in ein vertrautes Freundschaftsverhältniß getreten. Sie war jetzt gesonnen, womöglich Grundstücksbesitzerin von Barsetshire zu werden, und hatte in dieser Absicht kürzlich mit dem jungen Mr. Gresham verabredet, daß sie Käuferin des Kroneigenthums werden wollte.

Da jedoch die Kaufsunterhandlungen in seinem Namen begonnen worden, so sollten sie auch in dieser Weise fortgesetzt werden.

Gleichwohl hatte sich, wie wir wissen, in der letzten Zeit das Gerücht verbreitet, daß dennoch der Herzog, oder wenn nicht der Herzog, dann der Marquis von Dumbello der künftige Besitzer des betreffenden Forstes werden würde.

Miß Dunstable war jedoch nicht die Person, welche nicht eine Absicht, wenn sie dieselbe erreichen konnte, so leicht wieder aufgab, und eben so war es ihr unter den obwaltenden Umständen durchaus nicht unangenehm, daß sie die nöthigen Mittel besaß, um das Eigenthum der Familie Sowerby den Klauen des Herzogs entreißen zu können.

Warum hatte der Herzog in Bezug auf das Kroneigenthum ihr oder ihrem Freunde den Rang ablaufen wollen?

Deßhalb kam man überein, daß der volle Betrag der dem Herzog zustehenden Hypothekenforderungen zur

sofortigen Auszahlung bereit gehalten würde, aber auch daß die Miß Dunstable dafür zu gebende Bürgschaft eine vollkommen ausreichende und gültige sein müsse.

Miß Dunstable in Boxall Hill oder Greshamsbury war eine ganz andere Person, als Miß Dunstable in London, und dieser Unterschied war es, was Mistreß Gresham so unangenehm berührte.

Nicht als ob ihre Freundin unterlassen hätte, ihren Londoner Witz und ihre Geneigtheit zum Scherzen mit auf's Land zu bringen, sondern weil sie die ächte Herzensgüte und Liebe zur Aufrichtigkeit, die sie auf dem Lande so liebenswürdig machte, nicht mit nach London nahm. Sie spielte gleichsam zwei Rollen, und Mistreß Gresham konnte nicht begreifen, wie Jemand zu einer Zeit des Jahres mehr als zu einer andern, oder an einem Orte mehr als anderwärts weltlich gesinnt sein könne.

„Nun, liebe Freundin, ich bin herzlich froh, daß wir damit fertig sind," sagte Miß Dunstable zu Mistreß Gresham, als sie sich am ersten Morgen nach ihrer Ankunft in Boxall Hill im Gesellschaftszimmer an ihr Pult setzte.

„Was verstehen Sie unter diesem damit?" fragte Mistreß Gresham.

„Nun, London und den Rauch und späte Stunden und vier Stunden hinter einander an der Treppe

stehen und Gäste begrüßen zu müssen. Damit sind wir nun fertig — wenigstens auf ein Jahr."

„Sie finden aber doch Gefallen daran — das wissen Sie selbst."

„Nein, Mary, das weiß ich eben nicht. Ich weiß nicht, ob ich Gefallen daran finde, oder nicht. Zuweilen, wenn der Geist jener liebenswürdigsten aller Frauen, Mistreß Harold Smith, über mich kommt, glaube ich, daß ich Gefallen daran finde; dann aber wieder, wenn andere Geister über mich kommen, glaube ich, es sei nicht der Fall."

„Und wer sind die Besitzer der andern Geister?"

„Nun, Sie sind natürlich Einer davon."

„Aber Sie sind ein schwaches kleines Ding und durchaus nicht im Stande, mit einem solchen Simson wie Mistreß Harold zu kämpfen. Und dann haben Sie auch selbst einen kleinen Hang zur Ruchlosigkeit, wissen Sie. Sie haben an London ziemlichen Gefallen finden gelernt, seitdem Sie sich an den Tisch des reichen Mannes gesetzt haben. Ihr Onkel, dieser ist der wirkliche unerschütterliche, unzugängliche Lazarus, welcher erklärt, daß er wegen der tiefen Kluft nicht hinabkommen könne. Ich möchte wissen, wie er sich benehmen würde, wenn ihm Jemand zehntausend Pfund jährliche Einkünfte hinterließe."

„Ganz gut, davon bin ich überzeugt."

„Ja, er ist jetzt ein Lazarus, und deßhalb sind wir verpflichtet, gut von ihm zu sprechen, aber ich möchte ihn doch auf die Probe gestellt sehen. Ich zweifle nicht, daß er, ehe noch das erste Jahr seiner Probezeit um wäre, ein Haus in Belgrave Square haben und sich durch seine kleinen Diners berühmt machen würde."

„Nun, warum nicht? Sie werden doch nicht wünschen, daß er den Einsiedler spiele?"

„Wie ich höre, steht er jetzt im Begriff, sein Glück zu versuchen — wenn auch nicht mit zehntausend Pfund jährlich, doch mit zwei- oder dreitausend."

„Wie meinen Sie das?"

„Nun, Jane sagt mir, in Greshamsbury werde überall davon gesprochen, daß er Lady Scatcherd heirathen werde."

Lady Scatcherd war eine in der Nachbarschaft lebende Wittwe, eine ganz vortreffliche Frau, aber von der Natur nicht geschaffen, in Gesellschaftskreisen der vornehmsten Art zu glänzen.

„Wie!" rief Mistreß Gresham, indem sie sich von ihrem Stuhle erhob, während ihre Augen vor Zorn funkelten.

„Na, fressen Sie mich nur nicht, liebes Kind. Ich sage ja nicht, daß es so sei, ich sage blos, daß Jane mir es erzählt hat."

„Dann sollten Sie Jane fortjagen."

Bayerische Staatsbibliothek München

„Aber Sie können doch überzeugt sein, liebes Kind, daß Jane es mir nicht erzählt haben würde, wenn nicht erst Jemand es ihr gesagt hätte."

„Und Sie haben es geglaubt?"

„Ich habe gar Nichts dazu gesagt."

„Aber Ihre Miene ist so, als ob Sie es glaubten."

„Wirklich? Dann muß ich doch gleich sehen, wie ich ausschaue, wenn ich Etwas glaube."

Und mit diesen Worten erhob sich Miß Dunstable und trat vor den Spiegel, der über dem Kamine hing.

„Aber Mary, liebe Freundin," fuhr sie dann fort, „sind Sie denn noch nicht alt genug, um zu wissen, daß man Niemandes Mienen glauben darf? Heutzutage muß man gar Nichts glauben, und ich habe auch die Geschichte von der armen Lady Scatcherd nicht geglaubt. Ich kenne den Doctor genau genug, um zu wissen, daß er nicht heirathslustig ist."

„Was das doch für ein widerwärtiges, abgedroschenes, garstiges Wort ist — heirathslustig. Es klingt, als ob manche Männer gewohnt wären, sich alle Monate drei oder vier Mal zu verheirathen."

„Dennoch aber hat es seine richtige Bedeutung. Man kann sehr bald sehen, ob ein Mann heirathen wird, oder nicht."

„Und kann man Dasselbe auch von einer Dame sagen?"

„Das ist etwas ganz Anderes. Alle unverheiratheten Frauen sind nothwendig auf dem Markte; wenn sie sich aber anständig und angemessen benehmen, so machen sie keine Geberden. So war es auch mit Griselda Grantly. Natürlich wünschte sie einen Mann zu bekommen, und sie hat auch einen sehr vornehmen und großartigen bekommen, aber dabei sah sie immer aus, als ob sie nicht drei zählen könnte."

„Ich möchte wissen, ob Sie heirathslustig sind, Miß Dunstable," sagte Mistreß Gresham. „Ich bin nie im Stande gewesen, hierüber in's Klare zu kommen."

Miß Dunstable schwieg einige Augenblicke, als ob sie die Frage ernst nehmen wollte, plötzlich aber fing sie nach ihrer gewohnten Weise an zu lachen.

„Aber das wundert mich," sagte sie. „Ich habe Ihnen ja erst ganz kürzlich gesagt, wie viel Heirathsanträge ich zurückgewiesen habe."

„Ja, aber dabei haben Sie mir nicht gesagt, ob Ihnen einer gemacht worden ist, den Sie Lust gehabt hätten, anzunehmen."

„Nein, ein solcher ist mir nie gemacht worden. Da wir gerade davon sprechen, so muß ich bemerken, daß ich Ihren Cousin, den ehrenwerthen Georg, nie vergessen werde."

„Er ist nicht mein Cousin."

„Nun, dann ist er doch der Ihres Mannes. Es

wäre sehr unrecht, wenn man die Briefe eines Mannes zeigen wollte, aber den seinigen zeigte ich Ihnen gern."

„Dann sind Sie also entschlossen, ledig zu bleiben?"

„Das habe ich nicht gesagt. Aber warum fragen Sie mich so aus?"

„Weil ich so viel an Sie denke. Ich fürchte, Sie werden gegen die Beweggründe der Männer so mißtrauisch werden, daß Sie zuletzt Keinen für aufrichtig und ehrlich halten. Und dennoch glaube ich zuweilen, daß Sie glücklicher und besser daran sein würden, wenn Sie verheirathet wären."

„Wohl an einen Mann, wie Ihr Cousin zum Beispiel?"

„Nein, an einen Solchen nicht. Sie müssen nicht gleich den Schlechtesten nennen."

„Oder an Mr. Sowerby?"

„Nein, an Mr. Sowerby auch nicht. Ich wünschte nicht, daß Sie irgend einen Mann heirathen, der Sie hauptsächlich um Ihres Geldes willen begehrte."

„Und wie könnte ich möglicherweise erwarten, daß Jemand mich hauptsächlich um etwas Anderen willen begehrte? Begreifen Sie nicht die Schwierigkeit, mit welcher ich zu kämpfen habe? Wenn ich blos fünfhundert Pfund jährlich hätte, so machte ich vielleicht die Bekanntschaft irgend eines anständigen Mannes in mittleren Jahren, wie ich selbst, der ziemliches Gefallen

an mir und meinem kleinen Einkommen fände. Er würde mir nicht viel oder vielleicht gar Nichts vorlügen. Ich nähme ihn auf dieselbe Weise und wir kämen vielleicht ganz gut mit einander aus. Wie ist es aber unter den bestehenden Verhältnissen möglich, daß ein uneigennütziger Mann Gefallen an mir finde? Wie sollte ein solcher Mann es anfangen? Wenn ein Schaf zwei Köpfe hat, ist dann nicht dieser Umstand der erste und überhaupt einzige, worauf die Welt bei diesem Schafe Gewicht legt? Versteht sich dies nicht von selbst? Ich bin ein Schaf mit zwei Köpfen. Dieses ganze Geld, welches mein Vater zusammengescharrt, und welches seitdem gewachsen ist wie Gras bei warmem Regen, hat mich in eine Mißgeburt verwandelt. Ich bin nicht die acht Fuß hohe Riesin, oder der Zwerg, der auf der Hand eines Mannes stehen kann —"

„Oder das Schaf mit zwei Köpfen —"

„Sondern das unverheirathete Frauenzimmer mit einem halben Dutzend Millionen Geld — wie, glaube ich, manche Leute denken. Habe ich unter diesen Umständen wohl Aussicht, einen kleinen gemüthlichen Weideplatz zu finden, auf dem ich das süße Gras abknabbern könnte, wie ein gewöhnliches Thier mit einem Kopf? Schön bin ich nie gewesen, und bin es jetzt noch viel weniger, als vor fünfzehn Jahren."

„Daß dies kein Hinderniß ist, weiß ich bestimmt.

Häßlich werden Sie sich selbst nicht nennen, aber auch häßliche Frauen werden alle Tage geheirathet und auch geliebt, eben so gut, wie hübsche."

„Wirklich? Nun, wir wollen jetzt nicht weiter darüber sprechen, wegen meiner Schönheit aber erwarte ich nicht sehr viele Freier. Wenn Sie jemals von einem solchen hören, so vergessen Sie nicht, es mir zu sagen."

Mistreß Gresham schwebte die Bemerkung auf der Zunge, daß sie wirklich einen solchen kenne. In der That aber wußte sie nichts Bestimmtes. Auch konnte sie sich nicht ein Mal rühmen, daß sie guten Grund hätte, es zu vermuthen. Ihr Onkel hatte mit ihr kein Wort darüber gesprochen und sich im Gegentheil verwirrt und verlegen gezeigt, als ihm die Idee einer solchen Heirath angedeutet ward.

Nichtsdestoweniger aber glaubte Mistreß Gresham, daß diese beiden Personen wohl geneigt wären, einander zu lieben, und daß sie zusammen glücklicher leben würden, als Jedes für sich allein.

Die Schwierigkeit der Ausführung war jedoch sehr groß, denn der Doctor hätte um keinen Preis in den Verdacht kommen mögen, daß er es auf Miß Dunstable's Geld abgesehen habe, und andererseits stand kaum zu erwarten, daß sie sich veranlaßt sehen würde, den ersten Schritt zu thun.

„Mein Onkel wäre der Einzige, von dem ich glauben könnte, er passe für Sie," sagte Mistreß Gresham keck.

„Wie, ich sollte die arme Lady Scatcherd ihres Freiers berauben?" rief Miß Dunstable.

„O, sehr schön. Wenn Sie auf diese Weise mit Namen Scherz treiben wollen, so bin ich fertig."

„Aber mein Himmel, was soll ich denn sagen? Und was den Scherz betrifft, so ist dieser ganz gewiß ein sehr unschuldiger. Sie sind mit Ihrem Doctor so empfindlich, als ob er ein siebzehnjähriges Mädchen wäre."

„Ach, den Doctor meine ich nicht, sondern die arme Lady Scatcherd. Wenn sie so Etwas hörte, so würde ihr das ganze Vergnügen, meinen Onkel in ihrer Nähe zu haben, nur verdorben."

„Und soll ich ihn vielleicht heirathen, damit sie ihn desto sicherer habe?"

„Es ist gut; ich bin fertig."

Und Mistreß Gresham, die schon von ihrem Sitz aufgestanden war, beschäftigte sich eifrig mit dem Ordnen der Blumen, welche auf die Tische des Gesellschaftszimmers gebracht worden waren.

So verhielten sie sich einige Minuten schweigend, und Mistreß Gresham fing an zu bedenken, daß die

Leute glauben könnten, sie bemühe sich auch, die große Erbin für ihren Onkel zu angeln.

„Und nun sind Sie bös auf mich," sagte Miß Dunstable.

„Nein, das bin ich nicht."

„Ja wohl sind Sie das. Glauben Sie, ich sei so albern, daß ich nicht sehe, wenn Jemand sich ärgert? Sie würden jetzt diesem Storchschnabelblümchen nicht den Kopf abgerissen haben, wenn Sie in richtiger, ruhiger Gemüthsstimmung gewesen wären."

„Der Scherz über Lady Scatcherd gefiel mir nicht."

„Und das ist Alles, Mary? Versuchen Sie doch wo möglich stets wahr zu sein. Gedenken Sie des Bischofs — **Magna est veritas.**"

„Sie haben es sich in London so sehr angewöhnt, ironisch zu sein, daß Sie kaum anders antworten können."

„Wirklich! Mein Himmel, was für ein Mentor Sie doch sind, Mary! Kein lustiger Student ward je wegen seiner Streiche so ausgescholten, wie ich. Nun, ich bitte Doctor Thorne um Verzeihung und Lady Scatcherd dazu, und ich will auch nicht mehr ironisch sein. Was sollte ich gleich thun? Ihn selbst heirathen, glaube ich. War es nicht so?"

„Nein, Sie sind lange nicht gut genug für ihn."

„Das weiß ich. Ich bin davon überzeugt. Obschon ich so witzig und ironisch bin, bin ich doch auch sehr bescheiden und demüthig. Sie können mich nicht beschuldigen, daß ich sehr großen Werth auf mich selbst lege."

„Vielleicht nicht so viel, als Sie sollten."

„Aber was meinen Sie damit, Mary? Ich bin nicht gesonnen, mich schelten und zurechtweisen zu lassen, weil Sie Etwas auf dem Herzen haben und mit der Sprache nicht recht herauszugehen wagen. Wenn Sie Etwas zu sagen haben, so sagen Sie es."

Mistreß Gresham wollte es aber gerade in diesem Augenblick nicht sagen. Sie schwieg und fuhr fort, ihre Blumen zu ordnen, obschon mit zufriedenerer Miene und ohne die Storchschnabelblüthen zu zerstören.

Und nachdem sie die Blumen geordnet, trug sie die Blumen von einem Ort des Zimmers zum andern, rückwärts und vorwärts, und versuchte die Wirkung der Farben, als ob sich ihre Gedanken für den Augenblick mit nichts Anderem beschäftigten, als ihren Blumen.

Miß Dunstable war jedoch nicht die Person, welche sich auf diese Weise abspeisen ließ. Sie saß stillschweigend auf ihrem Platz, während ihre Freundin im Zimmer auf- und abging, und dann erhob sie sich ebenfalls.

„Mary," sagte sie, „lassen Sie diese Vasen stehen, wo sie stehen. Sie wollen mich blos zum Zorne reizen."

„Wirklich?“ sagte Mistreß Gresham, indem sie den Kopf auf die Seite hielt, als ob sie ihr Werk in dieser Stellung besser betrachten könnte.

„Ja, Sie wissen, daß dies der Fall ist, und Sie thun es, weil es Ihnen an Muth fehlt, mit der Sprache herauszugehen. Sie haben nicht ohne Absicht mit mir auf diese Weise begonnen.“

„Ja, es fehlt mir wirklich an Muth,“ sagte Mistreß Gresham, indem sie immer noch an den kleinen Reisern herumputzte, welche den Hintergrund ihres Bouquets ausmachten.

„Ja, ich habe wirklich nicht den Muth, mir schlimme Beweggründe beimessen zu lassen. Ich wollte Etwas sagen und ich fürchte mich, und deßhalb will ich es nicht sagen. Wenn Sie es wünschen, so bin ich in zehn Minuten bereit, mit Ihnen auszugehen.“

„Nein,“ rief Miß Dunstable, „ich gehe keinen Schritt aus diesem Zimmer, bis ich dieser Sache auf den Grund komme! Was die Behauptung betrifft, daß ich Ihnen schlimme Beweggründe beimäße, so weiß ich nicht, in wie weit dies Ihr Scherz ist. Jedenfalls aber haben Sie kein Recht, zu glauben, daß ich übel von Ihnen denke. Wenn Sie dies wirklich glauben, so ist dies Verrath an der Liebe, die ich für Sie hege. Wenn ich gewiß wüßte, daß Sie dies glauben, so bliebe ich keine Stunde länger in diesem Hause. Kennen Sie

denn nicht den Unterschied, den man zwischen seinen wirklichen und seinen angeblichen Freunden macht? Das glaube ich von Ihnen nicht und ich weiß, daß Sie mich blos reizen wollen."

Und Miß Dunstable fing nun ihrerseits an, in dem Zimmer auf- und abzugehen.

„Wohlan, ich will Sie nicht reizen," sagte Mistreß Gresham, indem sie ihre Blumen stehen ließ und ihren Arm um den Leib der Freundin schlang, „wenigstens nicht hier in diesem Hause, obschon Sie es wohl verdient hätten."

„Mary, Sie sind nun schon zu weit gegangen, als daß Sie wieder umkehren könnten. Sagen Sie mir, was Sie auf dem Herzen haben, und soweit es mich betrifft, werde ich Ihnen ehrlich antworten."

Mistreß Gresham begann nun zu bereuen, daß Sie ihren kleinen Versuch gemacht hatte.

Jene halb im Scherze gemachten Hindeutungen waren allerdings ganz gut und konnten möglicherweise das gewünschte Ergebniß herbeiführen, ohne daß sie in die Nothwendigkeit versetzt ward, sich bestimmt auszusprechen; nun aber mußte sie dies thun. Sie mußte ihre eigenen Wünsche in Worte kleiden, eben so wie die Ansicht, welche sie von den Wünschen ihrer Freundin hatte, und dies mußte sie thun, ohne im Stande zu sein,

Etwas von den Wünschen einer dritten Person zu erwähnen.

„Wohlan," sagte sie, „ich glaube, Sie wissen schon, was ich meine."

„Das ist wohl möglich," entgegnete Miß Dunstable, „aber deßwegen ist es nicht weniger nothwendig, daß Sie es selbst sagen. Ich bin nicht gesonnen, mich durch die Auslegung Ihrer Gedanken zu compromittiren, während Sie sich dadurch, daß Sie dieselben nur andeuten, sicher zu stellen suchen. Ich bleibe der Maxime des Bischofs treu — **Magna est veritas.**"

„Ist das wirklich der Fall?" fragte Mistreß Gresham.

„Ja wohl, ganz gewiß," sagte Miß Dunstable, „und deßhalb sprechen Sie weiter, oder schweigen Sie ein für alle Mal."

„So ist's recht," sagte Mistreß Gresham.

„Was ist recht?" fragte Miß Dunstable.

„Das Citat aus der Kirchenagende, welches Sie so eben anführten. ‚Wer gegen das Vorhaben dieser beiden Personen, in den Stand der heiligen Ehe zu treten, Etwas einzuwenden hat, der sage es jetzt, oder schweige ein für alle Mal.' Dies ist das erste Aufgebot. Wissen Sie einen Grund, aus welchem sich Einspruch erheben ließe, Miß Dunstable?"

„Wissen Sie einen, Mistreß Gresham?"

„Nein, auf Ehre nicht!“ sagte die jüngere Dame, indem sie die Hand auf's Herz legte. „Wenn ich einen wüßte, so würde ich den Gegenstand nicht zur Sprache gebracht haben. Ich erkläre, daß Sie nach meiner Ansicht sehr glücklich mit einander sein würden. Ein Hinderniß ist allerdings vorhanden, und wir kennen es Alle. Dies ist jedoch Ihre Sorge.“

„Was für ein Hinderniß meinen Sie?“

„Ihr Geld.“

„Bah! Betrachteten Sie Ihr Geld als ein Hinderniß, als Sie Frank Gresham heiratheten?“

„Ah, das war etwas ganz Anderes. Er hatte, als Alles gezählt ward, weit mehr zu geben, als ich. Und übrigens, als wir einander zuerst unser Wort gaben und uns Liebe und Treue gelobten, da war bei mir an Geld nicht zu denken.“

Und die Thränen traten ihr in die Augen, als sie an die Geschichte ihrer Jugendliebe dachte, welche wir in der unter dem Titel „Doctor Thorne“ veröffentlichen Erzählung bereits ausführlich mitgetheilt haben.

„Ja, Ihre Heirath war eine Heirath aus Liebe. Oft, Mary, denke ich, daß Sie die glücklichste Frau sind, von welcher ich jemals gehört. Sie konnten Alles geben und waren schon, als Sie Nichts hatten, so fest überzeugt, daß Sie geliebt würden.“

„Ja, davon war ich überzeugt," entgegnete Mary und trocknete sich Thränen der Freude, als sie eines gewissen Tages gedachte, wo ein gewisser Jüngling zu ihr gekommen war und alle möglichen Vorrechte eines Liebenden in sehr entschlossener Weise in Anspruch genommen hatte. Damals war sie keine Erbin gewesen.

„Ja ich war davon überzeugt. Sie dagegen können sich nicht wieder arm machen. Wenn Sie ein Mal Niemanden Vertrauen schenken können —"

„O ja, ich kann es. Ihrem Onkel kann ich Vertrauen schenken. Aber wie soll ich wissen, ob er sich für mich interessirt?"

„Wissen Sie nicht, daß er Sie gern hat?"

„Ach ja, Lady Scatcherd hat er aber auch gern."

„Miß Dunstable!"

„Nun, warum soll er Lay Scatcherd nicht eben so gern haben, als mich? Wir stammen aus einer und derselben Volksklasse."

„Nicht ganz, sollte ich meinen."

„Und doch ist es so. Nur ist es mir gelungen, mich bei Herzögen und Herzoginnen einzudrängen, während sie sich begnügt hat, da stehen zu bleiben, wohin Gott sie gestellt hat. Wenn ich ihr an Kunst überlegen bin, so ist sie mir dagegen an Natur überlegen."

„Sie wissen, daß Sie Unsinn schwatzen."

„Ich glaube, wir thun dies Beide — absoluten

Unsinn, so wie Schulmädchen von achtzehn Jahren mit einander schwatzen; aber es ist doch ein Trost dabei, meinen Sie nicht auch? Es wäre ein furchtbarer Fluch, wenn man stets etwas Gescheidtes reden sollte. — So also damit wären wir in's Reine — und nun lassen Sie uns ausgehen."

Mistreß Gresham war von nun an überzeugt, daß Miß Dunstable mit dem von ihr beabsichtigten kleinen Arrangement einverstanden wäre, obschon sie schon seit längerer Zeit daran kaum noch gezweifelt hatte.

Die Schwierigkeit lag auf der andern Seite, und Alles, was sie bis jetzt gethan, hatte blos den Zweck, die Ueberzeugung zu gewinnen, daß sie ihrem Onkel den Erfolg verbürgen könne, wenn er sich bewegen ließe, die Sache selbst in die Hand zu nehmen.

Er ward noch denselben Abend in Boxall Hill erwartet, wo er einige Tage zu bleiben gedachte. Wenn irgend Etwas in der Sache gethan werden konnte, so war jetzt die rechte Zeit dazu. So dachte wenigstens Mistreß Gresham.

Der Doctor kam wirklich und blieb auch die bestimmte Zeit in Boxall Hill, aber als er wieder abreis'te, hatte Mistreß Gresham ihren Zweck doch noch nicht erreicht. Uberhaupt schien es ihm auf seinem jetzigen Besuche bei Weitem nicht so zu gefallen, wie früher der

Fall gewesen, und von dem angenehmen, freundlichen Verkehr, welcher seit einiger Zeit zwischen ihm und Miß Dunstable geherrscht, war jetzt nur noch wenig zu bemerken. Es fanden keine Wortgefechte zwischen ihnen statt, der Doctor spottete nicht über die Londoner Gesellschaft, und Miß Dunstable nicht über die ländlichen Gewohnheiten des Doctors. Sie waren sehr artig und, wie es Mistreß Gresham vorkam, viel zu höflich gegen einander. Auch blieben sie, so viel Mary bemerken konnte, während der ganzen Dauer des Besuchs des Doctors nie auch nur fünf Minuten allein mit einander.

„Wie!“ dachte Mistreß Gresham bei sich selbst, „wie, wenn ich nun diese beiden Freunde mit einander entzweit hätte, anstatt sie der engsten und dauerndsten Freundschaft entgegenzuführen?“

Dennoch aber konnte sie sich nicht des Gedankens entschlagen, daß sie, da sie dieses Spiel ein Mal begonnen, es nun auch ausspielen müsse.

Sie war sich bewußt, daß Das, was sie gethan, etwas Schlimmes sei, wenn sie es nicht noch zu einem guten Ende führen könnte.

Konnte sie dies nicht, so hatte sie Miß Dunstable ein offenbares Unrecht zugefügt, weil sie dieselbe gezwungen, ihre Gedanken und Gefühle auszusprechen. Sie hatte schon in London mit ihrem Onkel gesprochen,

und obschon er Nichts gesagt hatte, woraus sie hätte abnehmen können, daß er ihren Plan billige, so hatte er doch auch Nichts gesagt, was als eine Mißbilligung hätte betrachtet werden können. Sie hatte deßhalb während dieser ganzen drei Tage gehofft, daß er ein Zeichen geben, wenigstens, daß er auf irgend eine Weise erklären würde, was er in dieser Angelegenheit dächte.

Der Morgen seiner Abreise aber kam, und er hatte sich noch nicht ausgesprochen.

„Onkel," sagte sie in den letzten fünf Minuten seines Verweilens, nachdem er bereits von Miß Dunstable Abschied genommen, „hast Du wieder ein Mal an Das gedacht, was ich Dir in London sagte?"

„Ja, Mary, allerdings habe ich daran gedacht. Eine solche Idee beschäftigt, wenn sie Jemanden ein Mal in den Kopf gesetzt wird, seine Gedanken jedenfalls."

„Nun, und was meinst Du dazu? Sprich doch mit mir darüber. Sei nicht so verschlossen."

„Ich habe sehr Wenig dazu zu sagen."

„Ich kann Dir versichern, daß die Verwirklichung des Plans einzig und allein in Deinem Belieben steht."

„Mary! Mary!"

„Ich würde es nicht sagen, wenn ich nicht überzeugt wäre, daß ich Dich in keine Unannehmlichkeit verwickle."

„Es ist sehr thöricht von Dir, dies zu wünschen, liebes Kind. Es ist thöricht, daß Du versuchst, einen alten Mann zu einer Thorheit zu verlocken."

„Nein, es ist nicht thöricht, wenn ich weiß, daß es Euch Beide glücklich machen werde."

Er gab keine weitere Antwort, sondern küßte sie, wie er zu thun pflegte, und ging seines Weges, während sie sich in dem Gedanken, daß sie das Wasser vergebens getrübt, fast elend fühlte.

Was mußte Miß Dunstable von ihr denken? Gleichwohl schien diese so munter und gut gelaunt zu sein, wie je.

Sechstes Kapitel.

Wie man einen Liebesbrief schreibt.

Doctor Thorne hatte in den wenigen Worten, welche er, ehe er Boxall Hill verließ, mit seiner Nichte sprach, sich einen alten Mann genannt. Er zählte aber erst fünfundfünfzig Jahre und war rüstiger und jugendlicher, als ein Mann sonst in diesem Alter zu sein pflegt. Wer ihn ansah, mußte sagen, daß für ihn durchaus kein Grund vorhanden sei, nicht zu hei=rathen, wenn er fände, daß ein solcher Schritt zu seinem Besten dienen würde, und wenn man das Alter der vorgeschlagenen Braut in Erwägung zog, so ließ sich auch in dieser Beziehung Nichts gegen das Project einwenden.

Nichtsdestoweniger schämte er sich fast vor sich selbst, daß er sich gestattete, an den Vorschlag, welchen

seine Nichte ihm gemacht, auch nur zu denken. Er bestieg sein Pferd — denn er machte alle seine kurzen Reisen zu Pferde — und ritt von Boxall Hill langsam heimwärts nach Greshamsbury, und dachte nicht sowohl an die vorgeschlagene Heirath, als an seine eigene Thorheit, sich überhaupt mit einer solchen Idee zu befassen.

Wie konnte er, fragte er sich, so albern sein, in seinen vorgerückten Jahren den gleichmäßigen Gang seines Lebens durch eine solche Idee stören zu lassen? Natürlich konnte er sich um die Hand einer Dame, wie Miß Dunstable, nicht bewerben, ohne zugleich an ihren Reichthum zu denken, und es war der Stolz seines Lebens gewesen, der Welt durch seine Lebensweise zu zeigen, daß er gegen Geld gleichgültig sei.

Sein Beruf war ihm Alles in Allem — die Luft, welche er athmete, sowohl, als das Brod, welches er aß, und wie konnte er seinem Beruf folgen, wenn er ein solches Ehebündniß schloß? Jedenfalls erwartete seine Gattin dann von ihm, daß er mit ihr nach London ginge, und welche Rolle spielte er dort, wo er der Welt nur als der Gatte der reichsten Frau in London bekannt ward?

Eine solche Lebensweise hätte für ihn durchaus nicht getaugt, und dennoch konnte er, während er so heimritt, sich dieser Idee immer noch nicht entschlagen.

Er fuhr fort, darüber nachzudenken, obschon er sich fortwährend Vorwürfe machte, daß er dies that. Diesen Abend, wenn er zu Hause angelangt wäre, wollte er einen Entschluß fassen, dies versprach er sich selbst, und dann wollte er an seine Nichte schreiben und sie bitten, die ganze Sache fallen zu lassen.

Nachdem er insoweit zu einem Entschluß gekommen, fuhr er fort, nachzudenken, welche Lebensweise wohl für ihn die beste sein würde, wenn er und Miß Dunstable am Ende doch noch Mann und Frau würden.

Zwei Damen gab es, welche es ihm geziemte, gleich am Tage seiner Ankunft zu besuchen, und die er in der Regel jeden Tag sprach, wenn er nicht von Greshamsbury abwesend war.

Die Erste dieser Damen — die Erste dem Range und Ansehen nach — war die Gemahlin des Squire, Lady Arabella Gresham, eine sehr alte Patientin des Doctors. Er pflegte sie in der Regel zu einer frühen Stunde des Nachmittags zu besuchen, und dann, wenn es ihm möglich war, sich von der täglichen Einladung des Squire zum Diner loszumachen, besuchte er, nachdem er rasch zu Hause seine Mahlzeit eingenommen, die Andere, Lady Scatcherd. Dies war wenigstens seine Gewohnheit im Sommer.

„Nun, Doctor, was machen die Leutchen in

Boxall Hill?“ fragte der Squire, der ihm auf dem Kieswege vor der Thür aufgelauert hatte. Der Squire wußte in diesen Sommermonaten gewöhnlich nicht, was er vor Langweile beginnen sollte.

„Sie befinden sich ganz wohl, glaube ich.“

„Ich weiß gar nicht, was Frank hat. Er läßt sich hier fast gar nicht mehr sehen. Wahrscheinlich geht ihm die Wahl im Kopfe herum.“

„Ja, das glaube ich auch. Er trug mir auf, zu sagen, daß er bald ein Mal hierher kommen würde. Ein Wahlkampf wird natürlich nicht stattfinden, und er braucht sich daher keine Unruhe zu machen.“

„Was der Junge doch für Glück hat! Müssen Sie das nicht selbst sagen, Doctor? Na, er ist aber auch Einer der besten Menschen, die es unter der Sonne giebt. Wie steht es denn mit Mary? Wie lange —“

Und dann wurden einige wenige, aber sehr wichtige Worte über ein gewisses Thema gesprochen.

„Ich will nun zu Lady Arabella hineingehen,“ sagte der Doctor.

„Sie ist im höchsten Grade ärgerlich und reizbar,“ sagte der Squire. „Ich war so eben bei ihr.“

„Es ist doch nichts Besonderes vorgefallen?“

„Nein, ich glaube nicht, das heißt, Nichts, was in Ihr Fach schlüge, Doctor. Sie ist blos auf ganz

besonders übler Laune, was stets in mein Fach schlägt. Sie bleiben heute doch zum Diner da?“

„Nein, heute nicht.“

„Ach, dummes Zeug, Sie müssen! Ich habe fest auf Sie gerechnet. Ich habe einen ganz besondern Grund, aus welchem ich Sie heute dazu behalten wünsche — einen ganz besondern Grund.“

Der Squire hatte aber stets seine besondern Gründe.

„Das thut mir leid, aber heute ist es mir unmöglich. Ich habe einen Brief zu schreiben, welcher längere Zeit in Anspruch nehmen wird. Sehe ich Sie vielleicht noch ein Mal, wenn ich von Lady Arabella herunterkomme?“

Der Squire wendete sich mürrisch ab, fast ohne dem Doctor zu antworten, denn er hatte nun keine Aussicht auf Abhülfe gegen die Langweile des Abends, und der Doctor ging hinauf zu seiner Patientin.

Lady Arabella war nämlich, obschon man nicht sagen konnte, daß sie krank sei, doch stets Patientin. Man darf nicht glauben, daß sie das Bett hütete und täglich so und so viel Arznei einnahm, oder daß sie verhindert war, an den prosaischen Erheiterungen, welche zuweilen in ihrem prosaischen Leben stattfanden, theilzunehmen; aber es sagte ihrer Gemüthsart ein Mal zu, immer die Kranke zu spielen und einen Arzt

zu haben, und da der Arzt, welchen das gütige Schicksal in ihre Nähe geführt, ihre Art und Weise vollkommen verstand, so ward weiter kein großer Schaden angerichtet.

„Es beunruhigt mich sehr, daß ich Mary nicht zu sehen bekommen kann," sagte Lady Arabella, sobald die erste gewöhnliche Frage in Bezug auf ihr körperliches Befinden gethan und beantwortet war.

„Mistreß Gresham befindet sich ganz wohl und wird sich nächstens das Vergnügen machen, Sie zu besuchen."

„Das wäre aber sehr zur Unzeit. So lange es recht wohl geschehen könnte, läßt sie sich nie sehen, und gerade jetzt, wo das Reisen für sie sehr bedenklich sein würde —"

Lady Arabella schüttelte sehr ernsthaft den Kopf und setzte dann hinzu:

„Bedenken Sie, Doctor! Wie ungeheuer viel würde sie dadurch auf's Spiel setzen, welche Gefahr könnte ihr aus dieser Reise erwachsen!"

„Es würde ihr gar keine Gefahr erwachsen, und wenn die Reise noch ein Mal so weit wäre."

„Ach, sagen Sie mir das nicht, Doctor! Das muß ich selbst wissen. Ich war schon gar nicht damit einverstanden, daß sie dieses Frühjahr nach London ginge, natürlich aber ward Das, was ich sagte, über-

stimmt. Es ist dies stets der Fall. Ich glaube, mein Mann ging ausdrücklich in der Absicht nach Boxall Hill, um Mary zu der Reise zu bereden. Aber was fragt er weiter danach! Er liebt Frank, aber es fällt ihm nie ein, über den gegenwärtigen Tag hinaus zu blicken. Er hat dies überhaupt niemals gethan, das wissen Sie selbst, Doctor."

„Der kleine Ausflug ist aber Mary ganz gut bekommen," sagte Doctor Thorne, der lieber von allen andern Dingen sprach, nur nicht von den Sünden des Squire.

„Ich kann mich aber recht gut entsinnen, daß, als ich mich in diesen Umständen befand, man nicht der Meinung war, daß mir solche Ausflüge gut bekommen würden. Die Dinge haben sich aber vielleicht seit jener Zeit geändert."

„Das ist auch der Fall," sagte der Doctor. „Wir Aerzte mischen uns heutzutage nicht mehr in Alles."

„Ich weiß aber auch, daß ich selbst zu Zeiten, wo so viel von Ruhe und Ungestörtheit abhing, niemals nach dergleichen Amüsements verlangt habe. Ich weiß, daß, ehe Frank geboren ward, und überhaupt ehe alle meine Kinder geboren wurden — doch, wie Sie sagen, damals war es anders, und ich kann mir recht gut denken, daß Mary eine Person ist, die sich vorgenommen hat, ihren eigenen Willen durchzusetzen."

„Ich kann Ihnen aber versichern, Lady Arabella, daß sie zu Hause geblieben wäre und nicht im Mindesten gewünscht hätte, sich zu rühren, wenn es nicht Frank's eigener Wunsch gewesen wäre."

„So machte ich es auch immer. Wenn mein Mann den leisesten Wunsch aussprach, so gab ich nach. Ich sehe aber wirklich nicht ein, was man durch diesen blinden Gehorsam gewinnt. Dieses Jahr wäre ich gern auf einige Wochen nach London gegangen. Sie schienen selbst zu meinen, Doctor, daß es gut sein würde, wenn ich ein Mal Sir √Omikron, den berühmten Arzt, spräche."

„Ich sagte blos, daß dies durchaus Nichts schaden könne."

„Ganz recht, und da mein Mann wußte, daß ich es wünschte, so hätte er es mir anbieten können. Der Geldpunkt kann wohl jetzt kein Hinderniß mehr sein."

„Aber wenn ich nicht irre, so wurden Sie und Augusta ganz speziell von Mary eingeladen."

„Ja, Mary war sehr freundlich. Sie lud mich allerdings ein, aber ich weiß recht wohl, daß Mary die Räumlichkeiten, welche ihr in London zur Verfügung stehen, für sich allein braucht. Das Haus ist für sie selbst durchaus nicht zu groß. Auch wäre, was diesen Umstand betrifft, meine Schwester, die

Gräfin, gewiß sehr ungehalten gewesen, wenn ich meine Wohnung nicht bei ihr genommen hätte. Man ist aber, wenn es einigermaßen möglich ist, gern unabhängig, und auf zwei oder drei Wochen hätte mein Mann es schon arrangiren können. Als ich wußte, daß er sich in so fürchterlichen Geldverlegenheiten befand, behelligte ich ihn in dieser Beziehung nie, obschon der Himmel weiß, daß ich an diesen Bedrängnissen nicht schuld war."

„Der Squire hat einen Widerwillen gegen London. Zwei Wochen dort bei warmer Witterung wären fast sein Tod."

„Er hätte mir aber wenigstens die Ehre anthun können, mich zu fragen. Ich hätte von seinem Anerbieten jedenfalls keinen Gebrauch gemacht; aber eben diese Gleichgültigkeit ist es, was mich so verletzt. Er war so eben hier, und würden Sie es wohl glauben —"

Der Doctor war aber entschlossen, fernern Klagen für den gegenwärtigen Tag aus dem Wege zu gehen. „Ich möchte wissen, was Sie sagen würden, Lady Arabella," unterbrach er sie, „wenn der Squire es sich ein Mal einfallen ließe, fortzugehen, um sich zu amüsiren, und Sie zu Hause zu lassen. Es giebt schlimmere Männer, als Mr. Gresham ist — dies können Sie mir glauben."

Dies war eine Anspielung auf den Grafen De Courcy, den Bruder der Lady, wie Lady Arabella auch sogleich verstand, und das Argument gehörte zu der Zahl derer, durch welche sie in der Regel zum Schweigen gebracht ward.

„Nun, auf mein Wort," entgegnete sie, „ich glaube, dies wäre mir immer noch lieber, als wenn er sich hier herumtreibt und weiter Nichts thut, als sich mit den garstigen Hunden zu beschäftigen. Zuweilen glaube ich wirklich, es sei gar kein Geist mehr in ihm."

„Da irren Sie sich, Lady Arabella," sagte der Doctor, indem er sich mit dem Hute in der Hand erhob und, ohne weiter ein Wort zu sagen, das Zimmer verließ.

Während des Heimweges konnte er nicht umhin, zu denken, daß diese Phase des ehelichen Lebens keine sehr angenehme sei. Mr. Gresham und seine Gattin lebten, wie die Welt glaubte, auf dem besten Fuße mit einander. Sie bewohnten stets dasselbe Haus, gingen, wenn sie überhaupt ausgingen, stets mit einander aus und saßen stets in dem Familienbetstuhl Jedes in seiner Ecke.

In gewissen Beziehungen — zum Beispiel hinsichtlich der fortgesetzten Dauer ihrer gemeinsamen Häuslichkeit in dem Familiensitze Greshamsbury — konnten sie als ein Musterpaar betrachtet werden.

Dennoch aber und so weit der Doctor sehen konnte, schienen sie Eins des Andern Lebensglück nicht sonderlich zu erhöhen. Ohne Zweifel liebten sie einander, und wäre Eins von ihnen in wirklicher Gefahr gewesen, so würde diese Gefahr das Andere tief betrübt haben, aber dennoch ließ sich die Frage aufwerfen, ob sie sich nicht Jedes für sich allein weit besser befunden haben würden.

Der Doctor dinirte seiner Gewohnheit gemäß um fünf Uhr und ging um sieben Uhr hinauf nach der kleinen Villa seiner alten Freundin Lady Scatcherd.

Lady Scatcherd war keine feingebildete Frau, denn sie war die Tochter eines Handarbeiters und hatte auch einen Handarbeiter geheirathet. Ihr Gatte hatte sich aber — wie in der oben erwähnten Erzählung von uns ausführlich mitgetheilt worden — in der Welt emporgearbeitet, und seine Wittwe war jetzt Lady Scatcherd mit einem hübschen Hause und einer mehr als ausreichenden Wittwenrente.

Sie war in allen Dingen gerade der Gegensatz von Lady Arabella Gresham, nichtsdestoweniger aber waren unter den Auspicien des Doctors die beiden Damen gewissermaßen mit einander bekannt.

Doctor Thorne hatte auch Lady Scatcherd's Ehestand kennen gelernt, und es läßt sich bezweifeln, daß

die Erinnerung daran verlockender gewesen wäre, als die in Greshamsbury noch bestehende Wirklichkeit.

Von diesen beiden Damen gab Doctor Thorne seiner bescheideneren Freundin bei Weitem den Vorzug, und machte ihr seine Besuche nicht in der Eigenschaft als Arzt, sondern als Nachbar.

„Nun, Mylady," sagte er, indem er sich neben sie auf eine breite Gartenbank niedersetzte — alle Welt nannte Lady Scatcherd ‚Mylady' — „wie sagen denn diese langen Sommertage Ihnen zu? Ihre Rosen haben sich viel besser gefunden, als die ich oben im herrschaftlichen Garten sehe."

„Ja, diese Tage sind wirklich lang, Doctor, fast zu lang."

„Das sollte ich nicht meinen. Klagen Sie nicht, Mylady, Sie wollen mir doch nicht sagen, daß Sie Ursache dazu hätten?"

„Nein, das wäre gottlos von mir, und ich bin dankbar für Alles, was mir der Himmel gegeben — wenigstens versuche ich es, zu sein. Aber, Doctor, ich fühle mich doch gar so einsam!"

„Einsam! Doch nicht einsamer, als ich?"

„Ja wohl, denn mit Ihnen ist es etwas Anderes. Sie können überall hingehen. Aber was kann eine einsame Frau thun? Ich will Ihnen Etwas sagen, Doctor. Ich gäbe Alles, was ich besitze, darum, wenn

ich Roger mit seinem Schurzfell und seiner Spitzhacke in der Hand wieder hätte. Wie gut entsinne ich mich noch seines Aussehens, wenn er des Abends nach Hause zu kommen pflegte!"

„Und dennoch hatten Sie damals ein schweres Schicksal zu tragen. Sie sollten eher dankbar sein für Das, was Sie jetzt besitzen."

„Dafür bin ich auch dankbar. Habe ich Ihnen dies nicht schon ein Mal gesagt?" entgegnete sie etwas ärgerlich. „Aber es ist ein trauriges Leben, allein zu sein. Ich gestehe, ich beneide Hannah, weil sie mit Jemima in der Küche sitzen kann. Ich fordere sie zuweilen auf, sich ein Wenig zu mir zu setzen, aber das will sie nicht."

„Sie sollten dies auch nicht von ihr verlangen. Es verträgt sich nicht mit Ihrem Range."

„Ach, was frage ich nach dem Range! Lebte mein Mann noch, dann wäre es etwas Anderes. So aber liegt mir gar Nichts daran. Es wird nicht lange dauern, so folge ich ihm nach, und dies wird auch das Beste sein."

„Früher oder später folgen wir ihm Alle nach, das ist keinem Zweifel unterworfen."

„Ja, es handelt sich nur um die Spanne Zeit, wie Pastor Driel uns sagt, wenn er in seinen Predigten romantisch wird. Aber, Doctor, wenn zwei

Leute ein Mal mit einander verheirathet sind, so ist es schlimm, wenn sie ihre Spanne Zeit nicht mit einander zu Ende leben können. Indessen, ich muß mich darein fügen, wie ja so viele Andere sich darein fügen müssen. Sie wollen doch nicht schon wieder fort, Doctor? Bleiben Sie noch und trinken Sie eine Tasse Thee mit mir. Solche Sahne, wie Hannah jetzt von der Alderney-Kuh bekommt, haben Sie in Ihrem Leben noch nicht gesehen. Also, bleiben Sie, Doctor!"

Der Doctor hatte aber seinen Brief zu schreiben und wollte sich selbst nicht durch das Versprechen von Hannah's Sahne verlocken lassen.

Er ging daher seines Weges und ärgerte durch sein Fortgehen Lady Scatcherd, wie er zuvor den Squire geärgert, und dachte unterwegs darüber nach, welche in ihrer Unzufriedenheit am unvernünftigsten sei, ob seine Freundin Lady Arabella, oder seine Freundin Lady Scatcherd.

Die Erstere beklagte sich fortwährend über einen noch lebenden Gatten, der ihr eine gemäßigte Bitte niemals abschlug, und die Andere brachte ihre Tage damit zu, daß sie über den Verlust eines todten Gatten murrte, welcher während seines Lebens stets gebieterisch und schroff, zuweilen aber auch geradezu ungerecht und grausam gegen sie gewesen war.

Der Doctor hatte seinen Brief zu schreiben, aber selbst jetzt war er noch nicht ganz mit sich einig, was er hinein=schreiben sollte; ja, er wußte sogar noch nicht ein Mal, an Wen er schreiben sollte.

Wenn er die Sache so betrachtete, wie er sich bemüht hatte, sie zu betrachten, so mußte seine Nichte Mistreß Gresham seine Correspondentin sein; gewann er es aber über sich, den Sprung in das Finstere zu thun, so mußte er sich direct an Miß Dunstable wenden.

Er ging nach Hause, aber nicht auf dem gera=desten Wege, sondern auf einem langen Umwege durch schmale, mit wilden Blumen bewachsene Heckengänge. Er war sehr nachdenklich. Man sagte ihm, daß Miß Dunstable ihn zu heirathen wünsche, und was sollte er nun von sich selbst denken?

Und was seinen Stolz in Bezug auf Geld betraf, war dies wohl in der That ein ächtes männliches Gefühl, oder war es ein falscher Stolz, dessen er sich eigentlich hätte schämen sollen?

Wenn er in dieser Sache richtig handelte, warum fürchtete er sich vor den Gedanken irgend Jemandes?

Ein Leben der Einsamkeit war sehr bitter, wie die arme Lady Scatcherd geklagt. Wenn er aber Lady Scatcherd und zugleich seinen andern nahen Nachbar und Freund, den Squire, ansah, so konnte er an

Beiden nicht viel wahrnehmen, was ihm das Heirathen als verlockend hätte erscheinen lassen.

Und so ging er langsam, sehr nachdenklich, mit den Händen auf dem Rücken, durch die Heckengänge nach Hause.

Als er nach Hause kam, war er aber über Das, was er zu thun hätte, immer noch nicht mit sich einig. Er hätte eben so gut seinen Thee bei Lady Scatcherd, als allein hier in seinem Zimmer trinken können, denn er holte keine Feder und kein Papier, sondern spielte mit seiner Theetasse und schob gleichsam die böse Stunde so lange als möglich hinaus. Ein Entschluß stand jedoch fest in ihm, nämlich der, daß, ehe er zu Bette ging, der Brief geschrieben werden müsse.

Nachdem er seinen Thee getrunken, was erst gegen eilf Uhr geschah, ging er die Treppe hinunter in ein etwas unsauberes Zimmer, welches sich hinter seiner Apotheke befand, und worin er seine Schreibereien zu besorgen pflegte. Hier setzte er sich endlich nieder, um das schwere Werk zu beginnen. Selbst in diesem Augenblick noch war er in Zweifel.

Er wollte aber seinen Brief an Miß Dunstable schreiben und sehen, wie er sich ausnähme. Er war fast entschlossen, ihn nicht abzusenden. So sagte er wenigstens bei sich selbst; aber wenn er ihn schrieb, so

konnte dies weiter nicht schaden. Und somit schrieb er, wie folgt:

„Greshamsbury, Juni, 185—.

„Meine werthe Miß Dunstable."

Als er so weit gekommen war, lehnte er sich in seinem Stuhl zurück und blickte auf das Papier.

Wie um's Himmels willen sollte er Worte finden, um zu sagen, was er zu sagen wünschte? In seinem ganzen Leben hatte er keinen derartigen Brief geschrieben, und sah sich nun in eine Schwierigkeit versetzt, an welche er vorher nicht gedacht.

Beinahe eine halbe Stunde betrachtete er so das Papier und ließ sich durch diese neue Schwierigkeit fast wieder abschrecken.

Er wollte die einfachsten, schlichtesten Ausdrücke gebrauchen, sagte er mehr als ein Mal zu sich selbst, aber es ist nicht immer leicht, einfache, schlichte Ausdrücke zu gebrauchen — keineswegs so leicht, als auf Stelzen zu steigen und mit gewählten Worten, Pathos und Ausrufungszeichen einherzuschreiten.

Der Brief ward aber endlich doch geschrieben, und es war kein einziges Ausrufungszeichen darin. Er lautete:

„Meine werthe Miß Dunstable.

„Ich muß gestehen, daß ich diesen Brief an Sie jetzt nicht schreiben würde, wenn ich nicht von

einem andern Urtheil, als das meinige, veranlaßt worden wäre, zu glauben, daß der Antrag, welchen ich Ihnen zu machen im Begriff stehe, von Ihnen mit Gunst aufgenommen werden würde. Ohne dieses andere Urtheil würde ich gefürchtet haben, daß der große Abstand zwischen Ihnen und mir einem solchen Antrag den Anschein der Verstellung und Habgier gegeben haben würden. Alles, was ich jetzt mit Vertrauen von Ihnen erbitte, ist, mich von einem solchen Fehler freizusprechen.

„Wenn Sie so weit gelesen haben, so werden Sie verstehen, was ich meine.

„Wir haben einander ziemlich genau kennen gelernt, obschon nicht seit langer Zeit, und ich habe mir zuweilen eingebildet, daß Sie an meiner Gesellschaft fast eben so viel Gefallen fänden, wie ich an der Ihrigen. Wenn ich mich in dieser Beziehung geirrt habe, so sagen Sie mir es ganz einfach, und ich werde mich bemühen, unsere Freundschaft ihren Gang gehen zu lassen, als ob dieser Brief nicht geschrieben worden wäre. Habe ich mich jedoch nicht geirrt, und können Sie glauben, daß eine Verbindung zwischen uns uns Beide glücklicher machen kann, als wir für uns allein sind, so will ich Ihnen Treue geloben und thun, was ein alter Mann thun kann, um Ihnen die Bürde des Lebens

zu erleichtern. Wenn ich mein Alter bedenke, so kann ich mich allerdings kaum des Gedankens entschlagen, daß ich ein alter Narr bin, aber ich versuche mich mit mir selbst auszusöhnen, indem ich bedenke, daß Sie auch kein junges Mädchen mehr sind. Sie sehen, daß ich Ihnen keine Komplimente mache, und daß Sie keine von mir zu erwarten brauchen.

„Ich wüßte nicht, wie ich der Wahrheit meiner Worte Etwas hinzusetzen könnte, selbst wenn ich einen drei Mal längern Brief schriebe. Es ist weiter Nichts nothwendig, als daß Sie wissen, was ich meine. Wenn Sie mich nicht schon jetzt für ehrlich und aufrichtig halten, so werden Sie sich auch durch Nichts, was ich schreiben kann, zu diesem Glauben bewegen lassen.

„Gott behüte Sie; ich weiß, daß Sie mich nicht lange in Ungewißheit lassen, sondern mir bald antworten werden. Ihr treu ergebener Freund

„Thomas Thorne."

Als der Doctor mit diesem Brief fertig war, dachte er wieder eine halbe Stunde nach, ob es nicht angemessen wäre, daß er Etwas über Miß Dunstable's Geld hinzufügte. Sollte er nicht — vielleicht in einer Nachschrift — sagen, daß sie in Bezug auf ihren

ganzen Reichthum thun könne, wie ihr beliebe? Wenigstens brauchte sie keine Schulden für ihn zu bezahlen, und er behielt auch ferner noch sein für seine Bedürfnisse vollkommen ausreichendes Einkommen.

Gegen ein Uhr aber kam er zu dem Schlusse, daß es besser sein würde, wenn er diesen Punkt auf sich beruhen ließe. Wenn sie sich wirklich für ihn interessirte und ihm vertraute, und ihrerseits ebenfalls seines Vertrauens würdig war, so konnte der Mangel einer solchen Erklärung sie nicht abhalten, zu ihm zu kommen; war dagegen ein solches Vertrauen nicht da, so konnte es durch eine solche Versicherung von seiner Seite auch nicht erweckt werden.

Und somit las er den Brief zwei Mal durch, siegelte ihn zu und nahm ihn zugleich mit seinem Nachtlicht mit in sein Schlafzimmer hinauf.

Nun, wo der Brief geschrieben war, schien es vom Schicksal beschlossen zu sein, daß er auch abgehen müsse. Er hatte ihn geschrieben, um blos zu sehen, wie er sich ausnehmen würde, nun aber, wo er geschrieben war, blieb kein Zweifel übrig, daß die Absendung nicht unterbleiben dürfe.

Und somit ging der Doctor zu Bett, legte den Brief auf seinen Toilettetisch neben sich, und früh am Morgen — so früh, daß es schien, als ob die Bedeutung des Briefes seine Nachtruhe gestört hätte —

schickte er ihn mit einem expressen Boten nach Boxall Hill.

„Soll ich auf Antwort warten?“ fragte der Knabe.

„Nein,“ sagte der Doctor; „Du giebst den Brief blos ab und kommst sogleich wieder.“

Die Frühstückstunde war während dieser Sommermonate in Boxall Hill keine sehr frühzeitige. Frank Gresham machte ohne Zweifel erst die Runde durch seine Oeconomie, ehe er zum Gebet kam, und seine Gattin sah wahrscheinlich nach der Butter in dem Milchhause. Jedenfalls trafen sie sich nicht eher, als bis gegen zehn Uhr, und obschon ein Ritt von Greshamsbury nach Boxall Hill beinahe zwei Stunden Zeit in Anspruch nahm, so erhielt Miß Dunstable doch ihren Brief noch, als sie sich auf ihrem Zimmer befand.

Sie las ihn schweigend, während sie sich ankleidete und während ihre Zofe bei ihr im Zimmer war, ließ sich aber keine Geberde und keine Miene entschlüpfen, woraus die Dienerin hätte schließen können, daß dieser Brief eine mehr als gewöhnliche Bedeutung habe.

Sie las ihn, faltete ihn dann ruhig wieder zusammen, steckte ihn in das Couvert und legte ihn auf den Tisch, an welchem sie saß.

Erst volle fünfzehn Minuten darauf ersuchte sie ihre Dienerin, nachzusehen, ob Mistreß Gresham noch auf ihrem Zimmer sei.

„Wenn sie noch da ist, so sage ihr, daß ich sie vor dem Frühstück auf ein paar Minuten allein zu sprechen wünsche," sagte Miß Dunstable.

„Sie Verrätherin! Sie falsche, schwarze Verrätherin!" lauteten die ersten Worte, welche Miß Dunstable sprach, als sie sich mit ihrer Freundin allein sah.

„Aber was giebt es denn?"

„Ich hätte nicht geglaubt, daß so viel Lust an Unheil in Ihnen steckte, oder daß Sie von einer solchen Sucht, Heirathen zu stiften, beseelt wären. Schauen Sie her, lesen Sie die ersten vier Zeilen — nicht mehr, wenn es beliebt — das Uebrige ist Privatsache. Wessen ist das Urtheil, wovon Ihr Onkel in seinem Briefe spricht?"

„O, Miß Dunstable! Ich muß Alles lesen."

„Nein, das werden Sie nicht! Sie glauben wahrscheinlich, es sei ein Liebesbrief, aber es steht wirklich kein Wort von Liebe darin."

„Ganz gewiß macht er Ihnen einen Antrag. Wie freue ich mich darüber, denn ich weiß, daß Sie ihm gut sind."

„Er sagt mir, ich sei ein altes Weib, und giebt

zu verstehen, daß ich wahrscheinlich auch eine alte Närrin sei."

„Ich bin überzeugt, daß er dies nicht sagt."

„Aber ich bin überzeugt, daß er es sagt. Das Erstere ist auch ganz wahr, und über die Wahrheit beklage ich mich niemals. Was aber das Letztere betrifft, so bin ich keineswegs so gewiß, daß es wahr ist, wenigstens nicht in dem Sinne, wie er es meint."

„Aber, theuerste Freundin, reden Sie jetzt nicht so! Sprechen Sie sich gegen mich aus und sprechen Sie ohne Scherz."

„Wessen war das andere Urtheil, dem er so unbedingt vertraut? Erst sagen Sie mir dies."

„Das meinige, natürlich das meinige. Niemand anders kann mit ihm darüber gesprochen haben. Ich sprach natürlich mit ihm darüber."

„Und was sagten Sie ihm?"

„Ich sagte ihm —"

„Na, heraus damit. Lassen Sie mich die wirklichen Thatsachen hören. Merken Sie wohl, ich sage Ihnen offen heraus, daß Sie nicht das Recht hatten, ihm irgend Etwas zu sagen. Was zwischen uns gesprochen worden, war im Vertrauen gesprochen. Doch lassen Sie uns hören, was Sie sagten."

„Ich sagte ihm, Sie würden ihn nehmen, wenn er sich um Sie bewürbe."

Und Mistreß Gresham sah, während sie sprach, ihrer Freundin zweifelhaft in's Gesicht, denn sie wußte nicht, ob Miß Dunstable mit ihrer Aussage zufrieden wäre, oder nicht. Wenn sie unzufrieden war, wie sehr war dann ihr Onkel getäuscht worden!

„Sie sagten ihm dies als Thatsache?"

„Ich sagte ihm, daß ich es dafür hielte."

„Nun dann, glaube ich, bin ich auch gezwungen, ihn zu nehmen," sagte Miß Dunstable, indem sie den Brief mit verstellter Verzweiflung zur Erde fallen ließ.

„Meine theuerste, theuerste Freundin!" rief Mistreß Gresham, indem sie in Thränen ausbrach und sich an Miß Dunstable's Brust warf.

„Bemühen Sie sich, eine gehorsame Nichte zu sein," sagte Miß Dunstable. „Und nun lassen Sie mich gehen und mich vollends ankleiden."

Im Laufe des Nachmittags ward nach Greshamsbury eine Antwort abgesendet, welche folgendermaßen lautete:

„Mein werther Doctor Thorne.

„Mein vollständiges Vertrauen gehört Ihnen und soll Ihnen stets gehören. Es soll Alles werden, wie Sie es wünschen. Mary wird Ihnen schreiben, aber glauben Sie kein Wort von Allem, was sie sagt. Ich für meine Person werde ihr

nie wieder glauben, denn sie hat sich in dieser Angelegenheit sehr schlecht benommen.

„Mit Treue und Ergebenheit Ihre

„Martha Dunstable."

„Und ich stehe also im Begriff, die reichste Frau in England zu heirathen," sagte Doctor Thorne zu sich selbst, als er sich an diesem Tage zu seinem Hammel-cotelette niedersetzte.

Siebentes Kapitel.

Zwei Mütter.

Man kann sich denken, welches Triumphgefühl in Plumstead herrschte, als die Gattin des Rectors mit ihrer Tochter als Braut des Lord Dumbello heimkehrte. Der Erbe des Marquis von Hartletop war, was Reichthum betraf, der bedeutendste unverheirathete junge Edelmann des Tages. Auch war er bekannt als ein Mann, dem es schwierig war, zu gefallen, als ein Mann, der sehr fein war und sich dies? gab — und zur Gattin eines solchen Mannes ausersehen zu sein, war in der That für die Tochter eines Landgeistlichen etwas Großes.

Wir haben gesehen, auf welche Weise die Mutter des glücklichen Mädchens diese Thatsache der Lady Luf=

ton mittheilte und wie sie dabei ihren Stolz gleichsam unter einem Schleier barg. Wir haben auch gesehen, wie schüchtern das glückliche Mädchen ihr eigenes gro=ßes Glück trug, und wie sie sich bescheiden mit dem Einpacken ihrer Kleider beschäftigte, als ob sie ihren eigenen Glanz nicht kennte.

Nichtsdestoweniger aber herrschte Triumph in Plumstead. Die Mutter begann, als sie nach Hause zurückkam, zu fühlen, daß sie den großen Zweck ihres Lebens vollständig erreicht hatte. Während sie noch in London war, war sie sich ihrer Freude selbst noch nicht recht bewußt geworden, und sie hatte immer noch Zwei=fel gehegt, ob ihr nicht der Becher doch noch, ehe sie ihn gekostet, von den Lippen gerissen werden würde. Es war möglich, daß selbst der Marquis von Hartle=top der väterlichen Autorität unterworfen war und daß noch Schranken zwischen Griselda und ihre Grafen=krone sich stellten, aber es war Nichts der Art geschehen.

Der Oberdecan hatte eine Unterredung mit dem Marquis, und Mistreß Grantly ebenfalls eine mit der Marquise gehabt, und obschon Keine von diesen hochge=stellten Personen besondere Freude über das Heiraths=project ihres Sohnes zu erkennen gegeben, so hatte doch auch wenigstens Keine von Beiden den Versuch gemacht, es zu vereiteln.

Lord Dumbello war ein Mann, der seinen eige=

nen Willen hatte, wie die Grantlys unter sich rühmten.

Die arme Griselda! Wer weiß, ob nicht ein Tag kommt, wo gerade dieser unbeugsame Wille ihres Herrn und Gemahls für sie ein Umstand wird, womit sie keineswegs Veranlassung hat, zu prahlen!

In London war, wie ich schon oben sagte, zu einer vollständigen Würdigung des freudigen Familienereignisses keine Zeit gewesen, aber nun, als sie Alle wieder wohlbehalten in Plumstead saßen, trat ihnen die große Wahrheit in vollem Glanze vor die Augen.

Mistreß Grantly hatte nur die eine Tochter, und die Bildung des Charakters derselben und ihre Versorgung war der Hauptgegenstand, um welchen sich das Leben der Mutter drehte. Griselda's große Schönheit war längst anerkannt, und an ihrer Discretion und an ihrem tadellosen Verhalten bestand ebenfalls kein Zweifel.

Der Vater hatte der Mutter allerdings zuweilen zu verstehen gegeben, daß nach seiner Ansicht Grizzy — so nannte er Griselda — nicht so intelligent sei, wie ihre Brüder.

„Da kann ich Dir nicht Recht geben," hatte dann Mistreß Grantly geantwortet. „Ueberdies ist das, was Du Intelligenz nennst, für ein Mädchen durchaus nicht nothwendig. Griselda hat vollkommen die Manieren

einer vornehmen Dame; selbst Du wirst das nicht leugnen wollen."

Der Oberdecan hatte niemals den Wunsch gehegt, dieß zu leugnen, und gab nun nach einigem Widerstreben auch zu, daß das, was er Intelligenz genannt, für eine junge Dame nicht nöthig sei.

Zu dieser Zeit des Familienglanzes hielt der Oberdecan selbst sich ein Wenig bei Seite und stand in keinem ungehinderten Verkehr mit seinem Prachtkind. Ueberhaupt müssen wir ihm die Gerechtigkeit widerfahren lassen, zu sagen, daß er keine Lust hatte, sich dem Triumphzuge anzuschließen, welcher sich mit stolzem Schritt in den Regionen von Barchester hin- und herbewegte. Er küßte seine Tochter und segnete sie und ermahnte sie, ihren Gatten zu lieben und ein gutes Weib zu sein; aber dergleichen Ermahnungen schienen, wenn man erwog, wie herrlich Griselda ihre Pflicht erfüllt, indem sie sich einen Marquis verschafft, nicht am rechten Orte und fast gemein zu sein.

Mädchen, welche im Begriff stehen, Landprediger oder angehende Advocaten zu heirathen, müssen allerdings aufgefordert werden, in der Stellung des Lebens, zu welcher Gott sie berufen, ihre Pflicht zu thun; wenn aber ein Vater eine künftige Marquise ermahnt, so streift dieß geradezu an Impertinenz.

„Ich glaube nicht, daß Du Grund hast, um sie

besorgt zu sein," sagte Mistreß Grantly. „Du siehst ja, auf welche Weise sie sich seither benommen hat."

„Ja, sie ist immer ein gutes Mädchen gewesen," sagte der Oberdecan, „aber sie steht im Begriff, in eine Stellung zu treten, in welcher sie großen Versuchungen ausgesetzt sein wird."

„Sie besitzt Gemüthsstärke genug für jede Stellung," entgegnete Mistreß Grantly stolz.

Nichtsdestoweniger aber bewegte selbst der Oberdecan sich, seitdem die Nachricht von dem bevorstehenden vornehmen Bündniß in Barchester bekannt geworden, mit etwas stolzerem Schritt. Es hatte eine Zeit gegeben, nämlich während der letzten Lebenstage seines Vaters, wo er der größte Mann im Domkapitel gewesen war. Der Decan war alt und gebrechlich, und Doctor Grantly hatte die Machtvollkommenheit des Bischofs ausgeübt.

Später aber hatten die Dinge sich geändert. Ein neuer Bischof war ernannt worden, der ihm geradezu feindselig war. Auch ein neuer Decan war gekommen, der nicht blos sein Freund, sondern der Schwager seiner Gattin war, aber selbst diese neue Ernennung hatte die Autorität des Oberdecans gemindert, und die untergeordneten Mitglieder des Kapitels hatten, wenn sie ihm in den geistlichen Cirkeln von Barchester begegneten, sein Lächeln weniger ehrfurchtsvoll erwidert.

Jetzt aber war es, als ob ihm seine frühere Gewalt wiedergeschenkt werden sollte. In den Augen vieler Leute war der Oberdecan, der zugleich Schwiegervater eines Marquis war, so gut wie irgend ein Bischof. Er sprach von seiner neuen Connexion, außer mit dem Decan, nicht viel, aber er war sich der Thatsache bewußt, eben so wie des Abglanzes, welcher derselben zufolge sein eigenes Haupt umstrahlte.

Was dagegen Mistreß Grantly betraf, so kann man von dieser sagen, daß sie sich in einem unendlichen Triumphzuge bewegte. Man darf allerdings nicht glauben, daß sie fortwährend mit ihren Freunden und Nachbarn von Lord Dumbello und der Marquise gesprochen hätte. Eine solche Thorheit zu begehen, war sie viel zu klug. Nachdem das bevorstehende Bündniß ein Mal verkündet worden, ward der Name Hartletop von ihr außerhalb ihres eigenen häuslichen Cirkels kaum erwähnt.

Wohl aber nahm sie mit einer Leichtigkeit, die für sie selbst überraschend war, die Airs und die herablassenden Manieren einer hochgestellten Dame an. Sie machte ihre Morgenbesuche, als ob es ihre Aufgabe wäre, gegen den Landadel leutselig zu sein.

Ihre Schwester, die Gattin des Decans, setzte sie durch die Einfachheit ihrer Vornehmheit in förmliches

Erstaunen und ließ sich zu Mistreß Proudie auf eine Weise herab, welche dieser fast das Herz brach.

„Ich werde mich schon bei ihr abfinden!“ sagte Mistreß Proudie bei sich selbst, denn es war ihr gelungen, in Bezug auf die Familie Hyrtletop verschiedene zu deren Nachtheil lautende Umstände in Erfahrung zu bringen.

Griselda war natürlich die Hauptperson bei diesen Triumphzügen, nahm aber gleich einer orientalischen Gottheit nur wenig thätigen Antheil daran. Sie duldete die Liebkosungen ihrer Mutter und lächelte dieselbe an, während sie ihr eigenes Lob preisen hörte, ihr Triumph aber war augenscheinlich mehr ein innerer. Sie sprach mit Niemanden viel über das große Thema und reizte die alte Haushälterin zum förmlichen Zorn, indem sie sich bestimmt weigerte, sich mit derselben in eine Discussion über die Einrichtung ihrer künftigen Häuslichkeit einzulassen. Gegen ihre Tante, Mistreß Arabin, welche sich die größte Mühe gab, sie in dieser Beziehung auszuhorchen, war sie vollkommen unzugänglich.

„Ja wohl Tante, versteht sich,“ oder: „Ich will's mir überlegen,“ oder: „Ich werde es natürlich thun, wenn Lord Dumbello es wünscht“ — weiter war aus ihr Nichts zu bringen, und nach einem halben Dutzend

fruchtloser Versuche gab Mistreß Arabin daher die Sache verloren.

„Ich hoffe, daß sie glücklich werde," sagte sie zu ihrer Schwester, als sie mit dieser im Gesellschafts=zimmer des Decans saß.

„Ja, ich hoffe es auch und glaube es. Warum sollte sie nicht?" sagte die Mutter.

„Nun, sie tritt doch in einen Stand, der in den Augen der Welt so hoch über ihrem eigenen steht, daß man nicht umhin kann, besorgt um sie zu sein."

„Ich meinestheils würde weit mehr Grund zu Besorgntssen sehen, wenn sie im Begriff stände, einen a r m e n Mann zu heirathen," entgegnete Mistreß Grantly. „Mir ist es immer vorgekommen, als sei Griselda für eine hohe Stellung geschaffen, als habe die Natur sie zu Pomp und Glanz bestimmt. Du siehst, daß sie nicht im Geringsten aufgeregt ist. Sie nimmt Alles hin, als ob es ihr von Rechtswegen ge=bührte. Ich glaube nicht, daß sie sich den Kopf ver=drehen lassen wird, wenn Du das meinst."

„Ich dachte mehr an ihr Herz," sagte Mistreß Arabin.

„Sie würde Lord Dumbello niemals heirathen, wenn sie ihn nicht liebte," sagte Mistreß Grantly, ziem=lich rasch sprechend.

„Das ist es auch nicht, was ich meine, Susanne.

Daß sie ihm nicht ihr Jawort gegeben haben würde, wenn sie ihn nicht liebte, davon bin ich auch überzeugt. Es ist aber gar so schwer, in dem Pomp und Glanz eines hohen Ranges das Herz frisch zu erhalten, und für ein Mädchen, welches nicht dazu geboren ist, ist dies viel schwerer, als für eins, welches schon von der Geburt an diesem Range angehört."

„Was Du mit ‚frischen Herzen' meinst, verstehe ich nicht recht," sagte Mistreß Grantly ein Wenig ärgerlich. „Wenn sie ihre Pflicht thut, ihren Gatten liebt und die Stellung, in welche Gott sie versetzt hat, auf angemessene Weise ausfüllt, so wüßte ich nicht, was wir noch weiter erwarten sollten. Ich kann es keineswegs billigen, daß man einem jungen Mädchen Angst mache, wenn sie im Begriff steht, in die große Welt einzutreten."

„Ihr Angst zu machen, ist auch durchaus nicht meine Absicht. Ich glaube, es möchte sogar sehr schwierig sein, Griselda Angst zu machen."

„Das hoffe ich wenigstens. Die Hauptsache für ein Mädchen ist, ob sie mit angemessenen Begriffen von den Pflichten eines Weibes erzogen worden ist. Natürlich kommt es mir nicht zu, mich in dieser Hinsicht zu rühmen. Für Das, was Griselda ist, bin natürlich ich verantwortlich, ich muß aber gestehen, daß ich bis jetzt keine Veranlassung gesehen, sie anders zu wünschen."

Und damit ließ man den Gegenstand fallen.

Zu den Verwandten, welche sich sehr über das Glück des Mädchens wunderten, aber sich nur wenig darüber zu sagen erlaubten, gehörte auch Griselda's Großvater, Mr. Herding. Er war ein alter Geistlicher, einfach und schlicht in seinen Manieren und ohne eine sehr hervorragende Stellung einzunehmen, denn er war blos Präcentor des Kapitels. Seine Tochter, Mistreß Grantly, liebte ihn sehr, und der Oberdeean begegnete ihm, wenn auch nicht stets mit dem größten Respect, doch wenigstens immer mit Achtung und Rücksicht.

So alt und schlicht er aber auch war, so stand er doch bei den jungen Leuten in Plumstead in keinem großen Ansehen. Er war ärmer, als ihre andern Verwandten, und machte keinen Versuch, in den Cirkeln von Barsetshire sich hervorzuthun.

Ueberdies hing seit der letztvergangenen Zeit sein Herz fast ausschließlich an dem Decanat. Allerdings hatte er eine eigene Wohnung in der Stadt, ließ sich aber derselben allmählich entwöhnen. Er hatte in dem Hause des Decans sein eigenes Schlafzimmer, in dem Bibliothekzimmer des Decans seinen eigenen Lehnstuhl, und auf dem Sopha in dem Gesellschaftszimmer seine eigene Ecke.

Es war daher nicht nothwendig, daß er sich mit

dieser bevorstehenden Heirath sehr vermengte, aber dennoch fühlte er sich verpflichtet, seiner Enkelin mit einigen Worten Glück zu wünschen und ihr vielleicht einen guten Rath zu ertheilen.

„Grizzy, liebes Kind," sagte er zu ihr, „komm und gieb mir einen Kuß und laß mich Dir zu Deiner großen Beförderung Glück wünschen. Ich thue es von ganzem Herzen."

„Ich danke Dir, Großpapa," sagte sie, indem sie seine Stirn mit ihren Lippen berührte und sonach mit ihrem Kuß sehr sparsam umging. Diese Lippe war jetzt erhabeneren und edleren Stirnen vorbehalten, als denen eines alten Kirchensängers. Mr. Harding sang nämlich immer noch von Sonntag zu Sonntag die Litaney, und stand an dem wohlbekannten Pult auf dem Chor der Kathedrale, und Griselda dachte im Stillen, wenn die Familie Hartletop dies hörte, so würde sie sich darüber nicht gar sonderlich freuen. Decan und Oberdecan zu sein, war etwas ganz Leidliches, und wenn ihr Großvater ein Pfründner gewesen wäre, so hätte sie sich ihn noch gefallen lassen, aber so schändete er beinahe die Familie, weil er in seinem hohen Alter noch der niedrigen Geistlichkeit der Kathedrale angehörte.

Sie küßte ihn daher sehr sparsam und nahm sich vor, nur wenig Worte mit ihm zu sprechen.

„Du wirst also nun eine große Dame werden, Grizzy," sagte er.

„Hm!" sagte sie.

Was sollte sie auch weiter sagen, wenn sie auf diese Weise angeredet ward?

„Und ich hoffe, Du wirst glücklich sein und auch Andere glücklich machen?"

„Das hoffe ich," sagte sie.

„Denke aber stets zumeist an das Letztere, liebes Kind. Denke an das Glück Derer, die Dich umgeben, und Dein eigenes Glück wird kommen, ohne daß Du daran denkst. Du verstehst das wohl?"

„Ja, ich verstehe," sagte sie.

Während sie so sprachen, hielt Mr. Herding Griselda's Hand in der seinigen, sie ließ ihm dieselbe aber nur ungern und suchte sie ihm vielmehr zu entziehen.

„Und, Grizzy," fuhr der alte Mann fort, „ich glaube, es ist für eine reiche Gräfin eben so leicht glücklich zu sein, als für eine Milchmagd—"

Griselda warf ein Wenig den Kopf empor und ward hierzu durch zwei verschiedene Operationen ihrer Denkkraft veranlaßt.

Die erste war der Gedanke, daß ihr Großvater sie ihres wahren Ranges beraube. Nicht eine reiche Gräfin sollte sie werden, sondern eine reiche Marquise.

Die zweite Operation war ein Gefühl von Zorn, daß der alte Mann ihr Loos mit dem einer Milchmagd verglich.

„Eben so leicht, glaube ich," fuhr er fort, „obschon Andere Dir sagen werden, daß dem nicht so sei. Bei der Gräfin kommt es eben so, wie bei der Milchmagd, auf die Person selbst an. Eine Gräfin zu sein — dieser Umstand allein kann Dich nicht glücklich machen."

„Lord Dumbello ist gegenwärtig blos Viscount," sagte Griselda. „Einen Grafentitel giebt es in der Familie nicht."

„Ah so! Das wußte ich nicht," entgegnete Mr. Herding, indem er die Hand seiner Enkelin losließ. Von dieser Zeit an fiel er ihr nie wieder mit guten Rathschlägen lästig.

Sowohl Mistreß Proudie, als auch der Bischof waren in Plumstead gewesen, seitdem Mistreß Grantly von London zurückgekehrt war, und die Damen von Plumstead erwiderten natürlich den Besuch.

Daß die Grantlys und die Proudies einander haßten, war eine Sache, die sich von selbst verstand. Sie hatten sich genöthigt gesehen, um die Oberherrschaft in der Diöcese zu kämpfen, und keine der beiden Familien hatte die andere so vollständig besiegt, daß sie sich hätte großmüthig und gutgelaunt zeigen können.

Sie haßten einander, und dieser Haß hätte

früher ein Mal beinahe zu gänzlicher Verleugnung der Höflichkeiten geführt, welche zwischen einem Bischof und seiner Geistlichkeit so nothwendig sind.

Die Bitterkeit dieses Grolls war jedoch überwunden, und die Damen der beiden Familien hatten fortgefahren, einander Besuche abzustatten.

Diese Heirath aber war doch beinahe mehr, als Mistreß Proudie ertragen konnte.

Die schmerzliche Enttäuschung, welche, wie sie wohl wußte, den Grantlys in jener Frage wegen der beantragten neuen Bischofssitze beschieden gewesen, hatte sie für den Augenblick erweicht. Sie waren im Stande gewesen, von der „armen guten Mistreß Grantly" zu sprechen.

Nun aber war es mit dieser freundlichen Gesinnung auf ein Mal wieder aus. Olivia Proudie hatte kürzlich erst sich mit einem verwittweten Prediger an einer Districtskirche verlobt, einem Manne mit drei Kindern, der hinsichtlich seines Einkommens auf Kirchstuhlzinsen angewiesen war, und Griselda Grantly dagegen war mit Lord Dumbello, dem ältesten Sohne des Marquis von Hartletops verlobt.

Wenn man die Frauen auffordert, ihren Feinden zu verzeihen, so kann man natürlich nicht verlangen, daß auch solche Beleidigungen mit eingeschlossen sein sollen.

Dennoch aber ließ Mistreß Proudie sich nicht entmuthigen. Ueberhaupt muß man es ihr zum Ruhm nachsagen, daß dies nie der Fall war.

Bald nach ihrer Rückkehr nach Barchester war sie mit Olivia — diese that es nur ungern — hinüber nach Plumstead gefahren und hatte, da sie die Grantlys nicht zu Hause antrafen, ihre Karten abgegeben.

Mistreß Grantly und Griselda erwiderten jetzt diesen Besuch. Es war das erste Mal, daß die Proudies die schöne Miß Grantly, seitdem ihre Verlobung bekannt geworden, zu Gesicht bekamen.

Der erste Schwall von Complimenten bei dieser Gelegenheit konnte mit einer Menge Hagedornrosen verglichen werden. Sie waren schön für das Auge, aber so dicht mit Dornen umgeben, daß sie ohne große Gefahr nicht gepflückt werden konnten. So lange man die Complimente an dem Busche ließ, so lange man keinen Versuch machte, sie zu sammeln und sich daran zu laben, so lange thaten sie keinen Schaden. Der erste Finger aber, den man zu diesem Zwecke ausstreckte, ward, mit Blutspuren bedeckt, sofort wieder zurückgezogen.

„Natürlich ist es eine große Partie für Griselda," sagte Mistreß Grantly mit einem Geflüster, dessen Schüchternheit einen Feind, der seine Streitaxt weniger fest gepackt, als Mistreß Proudie die ihrige gepackt

hielt, entwaffnet haben würde; „aber abgesehen hiervon ist die Verbindung eine in manchen Beziehungen erfreuliche."

„O, das läßt sich nicht bezweifeln," sagte Mistreß Proudie.

„Lord Dumbello ist vollständig sein eigener Herr," fuhr Mistreß Grantly fort, und ein leichter, unabsichtlicher halber Triumphton mischte sich mit der Schüchternheit dieses Geflüsters.

„Und er wird nach Allem, was ich höre, dies auch bleiben," sagte Mistreß Proudie, und die geritzte Hand zog sich sofort zurück.

„Die Familie Hartletop ist —" und Mistreß Proudie flüsterte Das, was nun folgte, Mistreß Grantly in's Ohr, so daß die jungen Leute kein Wort davon verstehen konnten.

„Davon habe ich aber nie Etwas gehört," sagte Mistreß Grantly, den Kopf emporwerfend, „und ich glaube es auch nicht."

„O, es ist leicht möglich, daß ich mich irre, und ich hoffe sogar, daß dies der Fall sei. Junge Männer sind aber ein Mal junge Männner, wissen Sie — und die Kinder arten den Eltern nach. Wahrscheinlich werden Sie nun sehr oft mit dem Herzog von Omnium zusammentreffen."

Mistreß Grantly war jedoch nicht die Frau,

welche sich ohne Widerstand zu Boden schlagen und mit Füßen treten ließ, und obschon sie sich an dem Rosenbusch blutig geritzt, so war sie deßwegen doch nicht kampfunfähig gemacht. Sie sagte daher sehr ruhig einige Worte in Bezug auf den Herzog von Omnium, indem sie von ihm blos als einem Grundstücksbesitzer in Barsetshire sprach, und gab dann mit ihrem sanftesten Lächeln die Hoffnung zu erkennen, daß sie bald das Vergnügen haben möge, Mr. Tickler kennen zu lernen, wobei sie sich zugleich freundlich gegen Olivia Proudie verneigte.

Mr. Tickler war nämlich der würdige Geistliche, mit welchem Olivia seit einiger Zeit verlobt war.

„Er wird im August hier sein," sagte Olivia keck, denn sie war nicht gemeint, sich auf diese Weise einschüchtern zu lassen.

„Da werden Sie freilich schon auf dem Continent glänzen," sagte Mistreß Proudie zu Griselda; „Lord Dumbello ist in Homburg, Ems und andern Orten dieser Art sehr wohl bekannt, und Sie werden sich daher dort ganz heimisch fühlen!"

„Wir gehen nach Rom," sagte Griselda majestätisch.

„Mr. Tickler wird wahrscheinlich bald in die Diöcese kommen," sagte Mistreß Grantly. „Ich entsinne

mich, daß ich Mr. Slope, der ein Freund von ihm war, sehr vortheilhaft von ihm sprechen hörte."

Nur die feste Ueberzeugung von Seiten Mistreß Grantly's, daß jetzt der Augenblick gekommen sei, wo sie ihren Schild wegwerfen müsse und weder Pardon geben noch nehmen dürfe, konnte eine solche Bemerkung rechtfertigen. Jede Anspielung auf Mr. Slope wirkte nämlich auf Mistreß Proudie wie ein rothes Tuch auf einen Stier, wenn aber diese Anspielung den Namen Slope noch dazu in freundliche Verbindung mit Mistreß Proudies künftigem Schwiegersohn brachte, so mußte die Wirkung eine geradezu schreckliche sein. Hierzu kam, daß dieser selbe Mr. Slope ein Mal kühne Hoffnungen — Hoffnungen, die aber von der jungen Dame selbst durchaus nicht für kühn gehalten worden waren — in Bezug auf Miß Olivia Proudie gehegt hatte.

Alles dies wußte Miß Grantly, wagte aber trotzdem, diesen Namen zu nennen.

Mistreß Proudie's Gesicht umwölkte sich, und das glatte Lächeln ihrer Gesellschaftsmanieren wich vor dem Ausdruck ihres mächtig erregten Grolls.

„Der Mann, von welchem Sie sprechen, Mistreß Grantly," sagte sie, „ist niemals als ein Freund von Mr. Tickler bekannt gewesen."

„So, so," sagte Mistreß Grantly, „es ist möglich,

daß ich mich irre. Ganz gewiß aber habe ich Mr. Slope ihn erwähnen hören."

„Als Mr. Slope Ihrer Schwester nachlief, Mistreß Grantly, und von ihr dabei ermuthigt ward, bekamen Sie ihn vielleicht öfter zu sehen, als ich."

„Mistreß Proudie, dieß ist niemals der Fall gewesen."

„Ich habe Grund, zu wissen, daß der Oberdecan dieß doch glaubte, und daß er deßwegen sehr unglücklich war."

Dies war unglücklicherweise eine Thatsache, welche Mistreß Grantly nicht leugnen konnte.

„Der Oberdecan hat sich vielleicht in Bezug auf Mr. Slope geirrt, eben so wie dies bei einigen andern Leuten in Barchester der Fall war. Ich glaube aber, Mistreß Proudie, Sie selbst waren schuld, daß er hierher kam."

Mistreß Grantly hätte hier ihrer Gegnerin eine tödtliche Wunde versetzen können, wenn sie auf die früheren Liebesgeschichten der armen Olivia angespielt hätte, aber sie war nicht aller Großmuth baar. Selbst in der äußersten Hitze des Kampfes wußte sie die Jugend und Wehrlosigkeit zu schonen.

„Als ich hierher kam, Mistreß Grantly, ließ ich mir nicht träumen, was für ein Pfuhl von Ruchlosig-

keit selbst in der nächsten Umgebung einer Kathedrale existiren könne," sagte Mistreß Proudie.

„Dann bitte ich Sie, bringen Sie um der guten Olivia willen nicht den armen Mr. Tickler nach Barchester."

„Mr. Tickler ist ein Mann von festen moralischen Grundsätzen und außerordentlich religiöser Denkweise. Ich wünschte nur, es könnten alle Eltern in Bezug auf die künftigen Aussichten ihrer Töchter so ruhig sein, wie ich."

„Ja, ich weiß, daß er den Vorzug hat, Familienvater zu sein," sagte Mistreß Grantly sich erhebend. „Guten Morgen, Mistreß Proudie; guten Tag, Olivia."

„Das ist immer noch weit besser, als —"

Der Streich traf aber nur die leere Luft, denn Mistreß Grantly befand sich schon auf der Treppe, während Olivia erst die Klingel zog, um den Diener zu benachrichtigen, daß er die Hausthür öffnen solle. Als Mistreß Grantly in ihren Wagen stieg, lächelte sie, an den so eben stattgehabten Kampf denkend, still vor sich nieder und drückte, indem sie sich niedersetzte, sanft ihrer Tochter die Hand.

Mistreß Proudie's Gesicht aber war, als ihre Feindin sich entfernte, noch schwarz wie der Acheron,

und in zornigem Tone befahl sie ihrer Tochter, an ihre Arbeit zu gehen.

„Mr. Tickler wird Grund haben, sich zu beklagen, wenn Du in Deiner Stellung so dem Müssiggange fröhnst," sagte sie.

Es läßt sich hieraus schließen, daß Mistreß Grantly als Siegerin davongegangen war.

Achtes Kapitel.

Don Quixote.

An dem Tage, wo Lucy ihre Unterredung mit Lady Lufton gehabt, dinirte der Decan im Pfarrhause Framley. Er und Robarts waren mit einander bekannt, seitdem Letzterer der Diöcese angehört, und nun, nachdem er auch einen Sitz im Kapitel erhalten, fast vertraute Freunde geworden.

Doctor Arabin hatte sich über die Art und Weise, auf welche die Kinder des armen Mr. Crawley von Hogglestock fortspedirt worden, sehr gefreut und war geneigt, sein Herz auszuschütten.

Da er noch nach Hause zu reiten hatte, so konnte er sich nach dem Diner nur noch eine halbe Stunde aufhalten, aber in dieser halben Stunde sagte er sehr viel in Bezug auf Crawley, lobte Robarts wegen der

Art und Weise, auf welche er die Rolle des barmherzigen Samariters spielte, und theilte ihm dann nach und nach mit, daß es ihm, dem Decan, ehe er Barchester verlassen, zu Ohren gekommen, es befände sich in den Händen gewisser Personen in der Stadt eine gerichtliche Ausfertigung, durch welche sie ermächtigt würden, sich, er wüßte nicht ob der Person, oder des Eigenthums des Vicars von Framley, zu bemächtigen.

Diese Mittheilungen waren nämlich dem Decan ausdrücklich in der Absicht gemacht worden, daß er den Vicar warnen möge.

Die Aufgabe, mit einem Collegen über einen solchen Gegenstand zu sprechen, war ihm aber so unangenehm gewesen, daß er nicht im Stande gewesen war, die Sache eher als in den letzten fünf Minuten vor seiner Abreise zur Sprache zu bringen.

„Ich hoffe, Sie werden dies nicht als eine unberufene Einmischung betrachten," sagte der Decan sich entschuldigend.

„Nein," sagte Mark, „nein, das denke ich nicht."

Er war mit einem Male so niedergeschlagen, daß er kaum wußte, was er sagen sollte.

„Ich verstehe nicht viel von solchen Dingen," sagte der Decan, „aber ich glaube, wenn ich an Ihrer Stelle wäre, so würde ich zu einem Advocaten gehen.

Ich sollte meinen, eine so fürchterliche Unannehmlichkeit wie eine Verhaftung könnte noch vermieden werden."

„Es ist für mich sehr traurig," sagte Mark. „Obschon diese Leute diese Anträge gegen mich geltend machen können, so habe ich doch nie, weder an Geld noch an Geldeswerth auch nur einen Schilling in die Hände bekommen."

„Und dennoch steht Ihr Name unter den Wechseln!" sagte der Decan.

„Ja, mein Name steht allerdings unter den Wechseln, aber ich schrieb ihn blos darunter, um einem Freund gefällig zu sein."

Und dann ritt der Decan, nachdem er seinen Rath ertheilt, davon. Er konnte nicht begreifen, wie ein Geistlicher in Mr. Robarts' Lage sich durch die Freundschaft veranlaßt finden konnte, seinen Namen unter Wechsel zu schreiben, die er, wenn sie fällig wurden, nicht im Stande war, einzulösen.

An diesem Abend herrschte in dem Pfarrhause eine sehr trübselige Stimmung. Mark hatte bis jetzt gehofft, daß am Ende doch keine absolut feindseligen Schritte in Bezug auf jene Wechsel gegen ihn unternommen werden würden. Ein unvorhergesehener Zufall konnte sich zu seinen Gunsten ereignen, oder die Inhaber der Papiere verstanden sich vielleicht dazu, kleine Terminzahlungen anzunehmen; aber nun schien

es, als ob der unheilvolle Tag wirklich mit einem Male über ihn hereinbräche.

Jetzt hatte er vor seinem Weibe keine Geheimnisse mehr. Sollte er zu einem Advocaten gehen? und wenn dies der Fall war, zu welchem? Und wenn er seinen Advocaten gefunden hatte, was sollte er zu ihm sagen?

Fanny meinte ein Mal im Laufe des Gesprächs, es sei am Besten, Lady Lufton von der ganzen Sache zu unterrichten.

Dazu aber konnte Mark sich nicht verstehen.

„Es würde," sagte er, „aussehen, als ob ich das Geld von ihr borgen wollte."

Am nächstfolgenden Morgen ritt Mark wirklich nach Barchester, obschon er fürchtete, unterwegs festgenommen zu werden, und sprach mit einem Advocaten.

Während seiner Abwesenheit erfolgten zwei Besuche in dem Pfarrhause, der eine von einem ziemlich verdächtig aussehenden Mann, der in den Händen des Dieners ein eben so verdächtiges Document zurückließ, welches, wie er sagte, eine Einladung, aber nicht zu einem Diner, sondern zum Erscheinen an Gerichtsstelle war.

Der zweite Besuch geschah durch Lady Lufton in eigener Person.

Fanny hatte sich vorgenommen, denselben Tag Lady Lufton in Framley zu besuchen. Ihrer sonstigen Gewohnheit gemäß wäre sie schon binnen wenigen Stunden nach Lady Lufton's Rückkehr von London dort gewesen, aber das gute Einvernehmen war zwischen ihnen nicht mehr so wie früher. Der Vorgang mit Lucy machte nothwendig einen Unterschied, mochten auch Beide sich das Gegentheil vorgenommen haben.

Ueberhaupt hatte Fanny gefunden, daß ihr vertrautes Verhältniß zu Framley Court von dem Tage an, wo Lucy angefangen, sich mit Lord Lufton zu befreunden, immer kühler geworden war. Sie war seit dieser Zeit weniger häufig in Framley Court gewesen, sie hatte während Lady Lufton's Abwesenheit weniger häufig durch Briefe von ihr gehört, als in früheren Jahren geschehen, und fühlte, daß ihr in Bezug auf alle Angelegenheiten der Gemeinde weniger unbedingtes Vertrauen geschenkt ward.

Ihren Unwillen oder Groll hatte dies nicht erregt, denn sie war sich gewissermaßen bewußt, daß es nicht anders sein konnte. Sie war darüber betrübt, aber was konnte sie thun? Lucy konnte sie eben so wenig tadeln, als Lady Lufton. Lord Lufton dagegen tadelte sie, obschon nur gegen ihren Gatten.

Nun hatte sie sich entschlossen, hinüberzugehen und Lady Lufton die Schale ihres Zornes auf ihr

Haupt ausgießen zu lassen, als plötzlich die Lady selbst eintrat.

Ohne diese schreckliche Liebesangelegenheit zwischen Lord Lufton und Lucy — ein Thema, welches sie unmöglich mit Stillschweigen übergehen konnten — hätte es zwanzigerlei Stoff zu angenehmer, oder wenigstens nicht unangenehmer Unterhaltung gegeben.

Selbst dann aber würden noch jene fürchterlichen Wechselpapiere ihr auf dem Herzen gelegen und sie durch ihre Wucht fast zermalmt haben.

In dem Augenblick, in welchem Lady Lufton auf das Fenster des Gesellschaftszimmers zugeschritten kam, hielt Fanny jene ominöse gerichtliche Citation in der Hand. War es nicht vielleicht am Besten, wenn sie Alles rund herausfagte, ohne sich an Das zu kehren, was ihr Gatte gesagt?

Aber sie hatte ja noch niemals Etwas gethan, was ihr Gatte nicht wünschte. Demzufolge versteckte sie das Papier in ihrem Pulte und ließ die Sache der weitern Erwägung offen.

Die Unterredung begann mit einer liebreichen Umarmung, wie sich dies alle Mal von selbst verstand.

Die erste Frage betraf die Kinder, und die zweite die Schule.

Ein paar Minuten lang glaubte Fanny, daß

vielleicht von Lucy gar Nichts gesprochen werden würde. Wenn es Lady Lufton beliebte, darüber zu schweigen, so war Fanny wenigstens nicht gesonnen, den Gegenstand auf's Tapet zu bringen.

Es wurden noch einige Worte über Mistreß Podgens' Kind gesprochen, worauf Lady Lufton fragte, ob Fanny allein wäre.

„Ja," sagte Fanny. „Mark ist nach Barchester geritten."

„Ich hoffe, er wird sich bald ein Mal sehen lassen. Vielleicht kann er morgen kommen. Wollt Ihr vielleicht Beide kommen und bei mir diniren?"

„Morgen nicht, glaube ich, Lady Lufton; Mark aber wird Ihnen ganz gewiß seinen Besuch machen."

„Und warum wollt Ihr nicht zu Tische kommen? Ich will doch nicht hoffen, daß eine Veränderung zwischen uns eingetreten ist, Fanny?" fragte Lady Lufton und sah die Gattin des Vicars auf eine Weise an, welche Fanny beinahe bewogen hätte, aufzustehen und ihrer alten Freundin um den Hals zu fallen. Wo sollte sie eine Freundin finden, die ihr mit so unwandelbarer Liebe ergeben war, wie sie stets bei Lady Lufton gefunden? Und wer war gütiger, besser und aufrichtiger, als sie?

„Eine Veränderung? Nein, das hoffe ich nicht,

Lady Lufton," antwortete Fanny, während ihr gleichwohl die Thränen in die Augen traten.

„Aber dennoch werde ich dies glauben müssen, wenn Ihr nicht mehr zu mir kommen wollt, wie Ihr sonst zu thun pflegtet. Ihr habt sonst alle Mal an dem Tage, wo ich von London zurückgekehrt bin, bei mir gespeis't."

Was konnte die arme Fanny hierauf entgegnen?

„Wir waren gestern Alle wegen der armen Mistreß Crawley in großer Verwirrung, und dann speis'te auch der Decan bei uns. Er war drüben in Hogglestock gewesen, um seinen Freund zu besuchen."

„Ich habe auch von der Krankheit der armen Frau gehört, und werde nächstens selbst hinübergehen und sehen, was zu thun ist. Du, Fanny, gehe ja nicht hin. Denke an Deine Kinder! Ich würde es Dir nie verzeihen."

Und dann erzählte Fanny, wie Lucy hingereis't sei, die vier Kinder nach Framley zurückgeschickt habe und jetzt noch in Hogglestock weile, um Mistreß Crawley in ihrer Krankheit zu pflegen.

Indem sie dies erzählte, enthielt sie sich, Lucy in dem Maße zu loben, wie sie gethan haben würde, wenn Lucy's Name und Charakter nicht in dem gegenwärtigen Augenblick für Lady Lufton von besonderer

Bedeutuug gewesen wäre; nichtsdestoweniger aber konnte sie nicht umhin, Lucy's Herzensgüte hervorzuheben.

Es wäre unfreundlich gegen Lady Lufton gewesen, wenn sie Lucy's Tugenden in diesem Augenblick allzusehr gerühmt, aber ungerecht gegen Lucy, wenn sie dieselben ganz unerwähnt gelassen hätte.

„Also ist sie jetzt wirklich bei Mistreß Crawley?" fragte Lady Lufton.

„Ja wohl, Mark hat sie gestern Nachmittag dort gelassen."

„Und die vier Kinder sind alle hier im Hause?"

„Nicht gerade im Hause — das heißt, jetzt noch nicht. Wir haben über dem Wagenschuppen eine Art Quarantaine-Hospital eingerichtet."

„Was, wo Stubbs wohnt?"

„Ja, Stubbs und seine Frau wohnen aber jetzt mit bei uns im Hause, und die Kinder sollen drüben bleiben, bis der Arzt sagt, daß keine Gefahr in Bezug auf Ansteckung vorhanden ist. Ich habe meine kleinen Gäste selbst noch nicht gesehen," setzte Fanny lachend hinzu.

„Ihr seid sehr rasch zu Werke gegangen, das muß ich sagen," entgegnete Lady Lufton. „Also Miß Lucy ist jetzt in Hogglestock. Ich hätte geglaubt, Mr.

Crawley würde wegen der Kinder Schwierigkeiten machen."

„Das hat er auch gethan, aber man hat sie ihm förmlich geraubt. Der Decan erzählte mir die ganze Geschichte auf sehr belustigende Weise. Lucy brachte die Kinder paarweise heraus, packte sie in die Pony-chaise, und dann fuhr Mark rasch mit ihnen davon, während Mr. Crawley mitten auf der Straße stand und ihnen nachrief. Der Decan war nämlich auch mit dort und sah Alles mit an."

„Deine Miß Lucy scheint mir eine sehr entschlossene junge Dame zu sein, wenn sie sich ein Mal Etwas in den Kopf gesetzt hat," sagte Lady Lufton, indem sie sich jetzt erst niedersetzte.

„Ja, das ist sie," sagte Fanny, und ihre freundliche Lebhaftigkeit schwand, denn die Discussion, welche sie fürchtete, stand nun bevor.

„Eine sehr entschlossene junge Dame," wiederholte Lady Lufton. „Natürlich, meine liebe Fanny, bist Du in Bezug auf Ludovic und Deine Schwägerin von Allem unterrichtet, nicht wahr?"

„Ja, sie hat mir davon gesagt."

„Es ist eine sehr beklagenswerthe Angelegenheit."

„Ich glaube nicht, daß Lucy Tadel verdient hat," sagte Fanny, und während sie sprach, stieg ihr schon das Blut in die Wangen.

„Sei nicht allzu bedacht, sie zu vertheidigen, liebes Kind, ehe Jemand sie beschuldigt; es könnte aussehen, als stände Deine Sache auf schwachen Füßen."

„Meine Sache steht, was Lucy betrifft, durchaus nicht auf schwachen Füßen, sondern ich bin im Gegentheil überzeugt, daß ihr Benehmen durchaus keinen Tadel verdient."

„Ich weiß, wie hartnäckig Du sein kannst, Fanny, wenn Du es für nothwendig hältst, Dich zu Jemandes Ritter zu schlagen. Don Quixote war nicht abenteuersüchtiger und thatenlustiger, als Du bist. Aber ist es nicht schade, daß Du Lanze und Schild zur Hand nimmst, ehe noch ein Feind zu sehen oder zu hören ist? Ihr Don Quixotes macht es jedoch Alle so."

„Es ist leicht möglich, daß ein Feind im Hinterhalt liegt," dachte Fanny bei sich selbst, wagte aber nicht, es auszusprechen, und schwieg daher.

„Ich will nur hoffen," fuhr Lady Lufton fort, „daß Du, wenn ich den Rücken wende, auch so tapfer für mich kämpfst."

„Ach, Ihr Horizont, Lady Lufton, ist nicht so umwölkt, wie der der armen Lucy!"

„Wirklich? Du siehst blos die Wolken an meinem Horizont nicht, liebe Fanny. Keinem von uns scheint die Sonne ununterbrochen, und der herabströmende Regen und der brausende Wind vernichten auch meine

schönsten Blumen, eben so wie die des armen Mädchens. Liebe Fanny, ich hoffe, daß es lange dauern werde, ehe eine Wolke den Glanz Deines Himmels trübt. Von allen Wesen, die ich kenne, bist Du dasjenige, welches am Meisten für ruhigen, fortgesetzten Sonnenschein taugt."

Fanny stand auf und umarmte ihre Freundin, um die Thränen zu verbergen, welche ihr die Wangen herab rannen. Fortgesetzter Sonnenschein! Ein dunkles Gewölk hatte sich bereits an ihrem Horizont zusammengezogen und drohte mit Sturm und Wolkenbruch. Was war wohl die Folge der schrecklichen Vorladung, welche jetzt in dem Pult unmittelbar unter Lady Lufton's Arm lag?

„Indessen, ich bin nicht hierher gekommen, um zu krächzen, wie ein alter Rabe," fuhr Lady Lufton, nachdem Fanny sie umarmt hatte, fort. „Es ist wahrscheinlich, daß wir Alle unsere Sorgen haben, aber ich bin auch fest überzeugt, daß wir, wenn wir uns bemühen, ehrlich unsere Pflicht zu thun, auch Alle unsern Trost finden und unsere Freuden haben. Und nun, liebes Kind, wollen wir ein paar Worte über jene unglückselige Angelegenheit sprechen. Es wäre unnatürlich, wenn wir gegen einander darüber schweigen wollten."

„Allerdings," sagte Fanny.

„Wir würden uns stets etwas Schlimmeres denken, als die Sache eigentlich ist. Nun denn — vor einiger Zeit, als ich mit Dir von Deiner Schwägerin und Ludovic sprach — Du weißt es wohl noch?“

„O ja — ich weiß es noch recht gut.“

„Dachten wir Beide, es werde keine wirkliche Gefahr vorhanden sein. Ich glaubte und hoffte — um Dir die reine Wahrheit zu sagen — daß die Neigung meines Sohnes sich einer andern Richtung zugewendet habe. Hierin aber irrte ich mich vollständig, sowohl in Bezug darauf, daß ich es dachte, als darauf, daß ich es hoffte.“

Fanny wußte recht wohl, daß Lady Lufton auf Griselda Grantly anspielte, glaubte aber, es würde discret sein, wenn sie selbst über diesen Gegenstand jetzt Nichts sagte. Sie entsann sich jedoch Lucy's funkelnden Blickes, als die Möglichkeit, daß Lord Lufton eine solche Heirath einginge, in der Ponychaise besprochen ward, und konnte nicht umhin, sich zu freuen, daß Lady Lufton in ihrer Erwartung getäuscht worden.

„Das, was seitdem geschehen ist, lege ich durchaus nicht Miß Lucy zur Last,“ fuhr die Lady fort. „Dies bitte ich Dich, ganz besonders zu bemerken.“

„Ich sehe auch in der That nicht ein, wie ihr

Jemand Etwas zur Last legen könnte. Sie hat sich sehr edel benommen."

„Es wäre überflüssig, zu untersuchen, ob ihr durchaus Nichts zur Last zu legen sei. Es genügt, wenn ich es nicht thue."

„Nach meiner Ansicht aber genügt dies nicht," entgegnete Fanny hartnäckig.

„Nicht?" wiederholte die Lady, die Augenbrauen emporziehend.

„Nein. Bedenken Sie doch, was Lucy gethan und was sie noch thut! Wenn es ihr beliebt hätte, zu sagen, sie wolle auf den Antrag Ihres Sohnes eingehen, so wüßte ich wirklich nicht, wie Sie mit Recht einen Tadel gegen sie aussprechen könnten. Ich will damit durchaus nicht gesagt haben, daß ich ihr dazu gerathen haben würde."

„Das freut mich, Fanny."

„Ich habe gar keinen Rath gegeben, auch ist es nicht nöthig. Ich kenne Niemanden, der besser als Lucy im Stande wäre, durch sein eigenes Urtheil zu ermessen, welchen Weg er einzuschlagen hat. Ich würde mich förmlich scheuen, einer Person guten Rath geben zu wollen, die einen so starken Geist und so viel Selbstverleugnung besitzt, wie Lucy. Sie opfert sich jetzt, weil sie nicht die Ursache sein will, durch welche Unruhe und Zwiespalt zwischen Ihnen und

Ihrem Sohne hervorgerufen würde. Wenn Sie mich fragen, Lady Lufton, so bin ich der Meinung, daß Sie ihr zu großem Danke verpflichtet sind. Was Tadel betrifft, so möchte ich wissen, was Sie an ihrer Handlungsweise möglicher Weise tadeln können."

„Da haben wir Don Quixote wieder," rief Lady Lufton. „Fanny, ich werde Dich von nun an stets Don Quixote nennen und früher oder später Jemanden beauftragen, Deine Abenteuer zu schreiben. Leugnen läßt sich indessen auf keinen Fall, daß Unklugheiten begangen worden sind. Du kannst meinetwegen sagen, daß diese Unklugheiten von mir begangen worden seien, obschon ich dies eigentlich nicht einzusehen vermag. Ich konnte nicht anders, als Miß Lucy zu mir einladen, aber deßwegen doch auch nicht meinen Sohn mittlerweile aus dem Hause weisen. Es ist im Grunde genommen weiter Nichts, als die alte, schon tausend Mal dagewesene Geschichte."

„Ganz recht; es ist die Geschichte, welche so alt ist, wie die Welt, und welche sich wiederholen wird, so lange Menschen darin geboren werden."

„Aber, liebes Kind, Du willst doch damit nicht sagen, daß jeder junge Mann und jede junge Dame sich, sobald sie einander sehen, auch sofort in einander verlieben sollen. Eine solche Theorie würde viel Uebelstände zur Folge haben."

„Nein, dies meine ich nicht. Lord Lufton und Miß Grantly haben sich nicht in einander verliebt, obschon Sie es wünschten, Mylady. Dagegen war es ganz natürlich, daß Lord Lufton und Lucy es thaten."

„Man ist aber allgemein der Ansicht, Fanny, daß junge Damen ihren Neigungen nicht eher Raum geben sollen, als bis sie sich der Billigung ihrer Freunde versichert haben."

„Und daß reiche junge Herren sich nach Belieben amüsiren dürfen. Ich weiß, daß die Welt dies lehrt, aber ich kann mich mit der Gerechtigkeit dieser Lehre nicht einverstanden erklären. Die furchtbare Qual, welche Lucy zu erdulden hat, veranlaßt mich, meine Stimme dagegen zu erheben. Lucy hat Ihren Sohn nicht gesucht. In dem Augenblick, wo sie zu vermuthen begann, daß Gefahr vorhanden sei, mied sie ihn auf das Gewissenhafteste. Sie wollte nicht nach Framley Court gehen, obschon ihr Ausbleiben von Ihnen selbst bemerkt ward. Sie ging kaum aus dem Hause, nur um ihm nicht zu begegnen. Sie zog sich vollständig in den Hintergrund zurück, bis es ihm gefallen würde, den Platz zu räumen. Er dagegen — er kam hierher zu ihr und bestand darauf, sie zu sprechen. Er traf sie, während ich nicht zugegen war, und erklärte seinen Entschluß, eine Unterredung mit

ihr zu haben. Was sollte sie thun? Allerdings versuchte sie, zu entrinnen, aber er vertrat ihr den Weg. War es ihre Schuld, daß er ihr einen Heirathsantrag machte?

„Mein liebes Kind, dies hat noch Niemand behauptet."

„O doch gewissermaßen, wenn Sie sagen, junge Damen sollten ihren Neigungen nicht ohne Erlaubniß freien Spielraum gestatten. Er sagte ihr hier Alles, was ihm beliebte, obschon sie ihn inständig bat, zu schweigen. Die Worte, deren sie sich bediente, kann ich Ihnen allerdings nicht sagen, aber ich weiß, daß sie ihn inständig bat."

„Ich bezweifle durchaus nicht, daß sie sich gut benommen hat."

„Aber er, er beharrte auf seinem Vorhaben und bat sie, seine Hand anzunehmen. Sie wies ihn ab, Lady Lufton — nicht, wie manche Mädchen thun, mit verstellter Zurückhaltung, weil sie nicht wünschen, daß man sie beim Worte halte — sondern in vollem Ernste und — Gott verzeihe es ihr — im Widerspruch mit ihrem Herzen. Sie wußte, was Sie, Lady Lufton, und die Welt dazu sagen würden, und erklärte ihm daher, er sei ihr gleichgültig. Was konnte sie mehr zu Ihren Gunsten thun?"

Fanny machte eine Pause.

„Ich werde warten, bis Du fertig bist, Fanny," sagte Lady Lufton.

„Sie sprachen von Mädchen, welche ihren Neigungen allzuleicht freien Spielraum geben. Lucy that dies nicht. Sie ging ihren häuslichen Verrichtungen ganz in derselben Weise nach, wie sie vorher gethan. Sie sprach nicht ein Mal mit mir von Dem, was geschehen war, wenigstens nicht damals. Sie hatte sich vorgenommen, daß Alles sein sollte, als wäre niemals Etwas gewesen. Sie hatte Ihren Sohn lieben gelernt, aber dies war ihr Unglück, und sie wollte es so gut als möglich zu überwinden suchen. Wir erfuhren, daß Lord Lufton mit Miß Grantly verlobt sei, oder doch im Begriff stände, sich mit ihr zu verloben."

„Dies war ungegründet."

„Ganz recht, jetzt wissen wir dies, aber damals wußte sie es nicht. Natürlich konnte sie nicht umhin, Schmerz zu empfinden, aber sie lieh demselben keine Worte."

Fanny dachte, indem sie dies sagte, an die Pony-Chaise und an die Schläge, welche Puck bekommen.

„Sie beklagte sich nicht," fuhr Fanny fort, „daß Lord Lufton unrecht an ihr gehandelt. Sie hatte es für ihre Pflicht gehalten, seinen Antrag zurückzuweisen, und damit war, insoweit sie selbst in Frage kam, die Sache beendet."

„Das verstand sich von selbst, sollte ich meinen."

„Aber es verstand sich dennoch nicht von selbst, Lady Lufton. Ihr Sohn kam von London nach Framley ausdrücklich in der Absicht zurück, um seinen Antrag zu wiederholen. Er schickte nach Lucy's Bruder. Sie sagen, eine junge Dame müsse auf die Billigung ihrer Freunde warten. Wer waren in dieser Angelegenheit Lucy's Freunde?"

„Nun, wer anders, als Du und Dein Mann?"

„Ganz recht; wir waren ihre einzigen Freunde. Also, Lord Lufton ließ Mark zu sich rufen und wiederholte diesem seinen Antrag. Bemerken Sie wohl, Lady Lufton, daß Mark noch nie ein Wort von dieser ganzen Angelegenheit gehört hatte, und Sie können sich denken, ob er dadurch überrascht ward, oder nicht. Lord Lufton wiederholte seinen Antrag in der formellsten Weise, und bat um Erlaubniß, Lucy zu sprechen. Sie weigerte sich, ihn zu empfangen. Sie hat ihn seit dem Tage, wo er trotz alles ihres Widerstrebens in ihr Zimmer drang, nicht wieder gesehen. Mark würde, glaube ich, Lord Lufton erlaubt haben, hierher zu kommen. In Anbetracht des Alters und der Stellung hatte er kein Recht gehabt, es zu verbieten. Lucy aber weigerte sich entschieden, Ihren Sohn zu sprechen, und ließ ihm statt Dessen sagen, sie werde auf seinen Antrag niemals eingehen, wenn sie

es nicht auf Ihren eigenen Wunsch, Lady Lufton, thun könne."

„Das war eine sehr richtige und angemessene Antwort."

„Darüber will ich weiter Nichts sagen. Hätte sie seinen Antrag angenommen, so würde ich sie deßwegen nicht getadelt haben. Dies sagte ich ihr auch."

„Ich begreife aber nicht, wie Du so Etwas sagen konntest, Fanny."

„Ich sagte es aber — es ist nicht meine Absicht, jetzt die Frage zu erörtern, ob dies recht oder unrecht von mir war, aber ich sagte es. Sie würde von mir jede Sanction erhalten haben, die ich zu geben gehabt hätte. Lucy zog es jedoch abermals vor, sich zu opfern, obschon ich glaube, daß sie Ihren Sohn mit so wahrer Liebe betrachtet, wie nur jemals ein Mädchen für einen Mann gefühlt hat. Auf mein Wort, ich glaube nicht, daß ihre Handlungsweise in dieser Beziehung die richtige ist. Solche Rücksichten auf die Meinung der Welt können auch zu weit getrieben werden."

„Ich, für meine Person, bin der Meinung, daß sie vollkommen recht handelte."

„Ich begreife Sie, Lady Lufton. Aber wie können Sie nach einem solchen Opfer von Lucy's Seite — einem Opfer, welches sie nur Ihnen gebracht —

sagen, Sie wollten ihr Nichts zur Last legen? Ist dies die Sprache, in welcher Sie von Personen sprechen, deren Handlungsweise von Anfang bis zu Ende die vortrefflichste gewesen ist, welche man sich denken kann? Wenn Lucy in irgend einer Beziehung Tadel verdient hat, so ist es —"

Hier that Fanny sich jedoch Einhalt. Sie hatte sich während der Vertheidigung ihrer Schwägerin fast in leidenschaftliche Hitze hineingesprochen, ein solcher Zustand des Gefühls war jedoch für sie ein ungewohnter, und nun, nachdem sie ihre Meinung ausgesprochen, versank sie plötzlich in Schweigen.

„Wie mir scheint, Fanny, bedauerst Du fast den Entschluß Deiner Schwägerin," sagte Lady Lufton.

„Mein Wunsch ist, Lucy glücklich zu sehen, und ich bedauere daher Alles, was ihrem Glück hinderlich ist."

„An unser Wohlergehen denkst Du also nicht, und dennoch wüßte ich nicht, bei wem ich herzliche Freundschaft und Sympathie suchen sollte, wenn nicht bei Dir."

Diese Bemerkung verfehlte ihre Wirkung auf die arme Fanny nicht. Noch vor wenigen Monaten, vor Lucy's Ankunft, würde sie erklärt haben, daß die Interessen der Familie Lufton, nach denen ihres Gatten, in ihren Augen die wichtigsten seien. Diese Beschul-

digung, daß ihr dieselben jetzt gleichgültig geworden, schien sie zugleich der schwärzesten Undankbarkeit anzuklagen. Von ihrer Kindheit an hatte sie Lady Lufton geachtet und geliebt, und seit langen Jahren als die Quintessenz aller guten und schönen weiblichen Eigenschaften betrachtet. Lady Lufton's Lebenstheorieen waren von Fanny als die allein richtigen betrachtet worden, und die Personen, an welchen Lady Lufton Gefallen gefunden, hatten auch Fanny gefallen.

Jetzt aber schien es, als ob alle diese Ideen, zu deren Aufbau eine ganze Lebenszeit erforderlich gewesen, zusammenstürzen sollten, weil sie sich verpflichtet fühlte, eine Schwägeriu zu vertheidigen, die sie erst seit acht Monaten kannte.

Nicht als ob sie deßwegen ein einziges Wort, welches sie zu Lucy's Gunsten gesprochen, bedauert hätte. Der Zufall hatte sie und Lucy zusammengeführt, und da Lucy ihre Schwester war, so mußte sie ihr auch eine schwesterliche Behandlung angedeihen lassen. Nichtsdestoweniger aber fühlte sie, wie schrecklich die Wirkung eines Zerwürfnisses mit Lady Lufton sein würde.

„O, Lady Lufton," sagte sie, „sprechen Sie nicht so!"

„Aber, liebe Fanny, ich muß sprechen, wie ich es nöthig finde. Du sprachst vorhin von einem unwölkten

Horizont, und glaubst Du, daß alles Dies den meinigen nicht umwölke? Ludovic sagt mir, er hänge an Miß Lucy Robarts, und Du sagst mir, sie hänge an ihm, und ich werde aufgefordert, zu entscheiden. Eben Lucy's Handlungsweise nöthigt mich, dies zu thun."

„Meine theure Lady Lufton!" rief Fanny, indem sie von ihrem Stuhl aufsprang. In diesem Augenblick kam es ihr vor, als ob die ganze Schwierigkeit durch einen Gnadenact von Seiten ihrer alten Freundin gelöst werden sollte.

„Und dennoch kann ich eine solche Heirath nicht billigen," sagte Lady Lufton.

Fanny kehrte auf ihren Platz zurück und sagte weiter Nichts.

„Ist das nicht eine Wolke an meinem Horizont?" fuhr die Lady fort. „Glaubst Du, daß ich mich im Sonnenscheine wärmen könne, so lange mir eine solche Last auf dem Herzen liegt? Ludovic wird bald heimkehren, anstatt aber seiner Rückkehr mit Vergnügen entgegenzusehen, fürchte ich dieselbe. Weit lieber wäre es mir, wenn er in Norwegen bliebe. Ich wünschte, daß er wenigstens noch mehrere Monate wegbliebe. Ueberdies, Fanny, ist es eine große Erschwerung meines Unglücks, zu fühlen, daß Du nicht mit mir sympathisirst."

Nachdem Lady Lufton dies in langsamem, beküm-

mertem und strengem Tone gesagt, erhob sie sich und nahm Abschied. Natürlich ließ Fanny sie nicht gehen, ohne ihr zu versichern, daß sie ganz gewiß mit ihr sympathisire und sie liebe, wie sie sie von jeher geliebt. Wunden lassen sich aber nicht so leicht heilen, als schlagen, und Lady Lufton entfernte sich mit wirklich tief bekümmertem Herzen. Sie war stolz und herrschsüchtig, ging gern ihren eigenen Weg und legte viel zu viel Gewicht auf die weltlichen Würden, welche das Schicksal ihr beschieden; aber sie war auch eine Frau, welche Denen, die sie liebte, keinen Kummer verursachen konnte, ohne sich auch selbst tief zu bekümmern.

Ende des fünften Bandes.

Druck von C. Roeßler in Grimma.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Trollope, Anthony

Das Pfarrhaus Framley Ein Roman von Anthony Trollope. Deutsch von A. Kretzschmar

Bd.: 5 = 1199

Wurzen 1864

L.eleg.g. 520 q-1199/1200
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10575089-7